

## DISKUSSION

### Die neue maßgebliche Edition der zentralen Werke Andrej Kurbskij

KONSTANTIN JU. ERUSALIMSKIJ: Sbornik Kurbskogo. Moskva: Izdat. Znak 2009:  
Tom 1: Issledovanie knižnoj kul'tury. 881 S., Tab. ISBN: 978-5-9551-0305-1.  
Tom 2: Issledovanie knižnoj kul'tury. 535 S., Tab. ISBN: 978-5-9551-0289-4.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Andrej Michajlovič Kurbskij – als Politiker unbedeutend, als Feldherr Mann der zweiten Reihe, dessen persönliche Verdienste wie noch heute üblich in der Regel dem Vorgesetzten zugeschrieben werden, kein Hochadliger von herausragendem genealogischen Hintergrund und kein besonders reicher Grundbesitzer – bereits im 17. Jahrhundert vergessen worden wäre, wäre nicht seine Flucht ins Großfürstentum Litauen gewesen. Und diese wird Kurbskij bis zum heutigen Tage in der russischen Historiographie normalerweise noch immer nicht verziehen; Kurbskij ist und bleibt Verräter – Ausnahmen wie Karamzin, Liberale vom Ende des 19. Jahrhunderts, die sich in Kurbskij's Forderung nach Beratung des Herrschers in ihrer Kritik am zeitgenössischen System der Autokratie ohne politische Repräsentation der Untertanen bestätigt sahen (S. 226 ff; alle Seitenangaben beziehen sich ausschließlich auf Bd. 1), und die sogenannte „Neue Schule“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestätigen die Regel, wie Erusalimskij in seiner detaillierten, bis in unpublizierte Manuskripte hineinreichenden Darstellung der Geschichtsschreibung über den Fürsten seit Lyzlov, eingeschlossen die nichtrussische und den Keenan-Streit, nachweist.

Die Kultur Litauens aber hat ihn erst zu dem werden lassen, was für den modernen Historiker wie für die Moskoviter seit dem 17. Jahrhundert seine Größe ausmacht. Und doch ist die Bedeutung Kurbskij's für das untergegangene Großfürstentum trotz einer Anregung N. Andreevs von 1873 (S. 225) bislang kaum untersucht worden, was auch mit einem kirchlichen Verbot von 1850 durch das St. Petersburger Zensurkomitee (S. 218) zusammenhängt; aber bereits Ustrjalov, der erste Herausgeber der Schriften des Emigranten, hielt dessen Übersetzungswerk für unbedeutend (S. 208). Das Erscheinen von Ustrjalovs „Skazanija knjazja Kurbskago“ von 1833 weist auf das Ende der Zensur des politischen Schriftstellers Kurbskij hin (S. 200) und bedeutet gleichzeitig das Abbrechen der rein handschriftlichen Tradition der Weiterverbreitung von dessen Schriften (S. 213).

Fast ebenso hartnäckig, nämlich bis weit über die Stalinzeit hinaus, hielt sich das von der „staatlichen Schule“ initiierte, aus Kurbskij's Schriften nicht ableitbare Vorurteil, der Fürst sei typischer Vertreter einer reaktionären Bojarenschaft gewesen, die der Zeit der Teilfürstentümer hinterher trauere und sich gegen die den historischen Fortschritt verkörpernde, einen Einheitsstaat durchsetzende Autokratie stemme (S. 214ff). Die gesamte russische Historikerschaft hat – nach Erusalimskij's detaillierter Darstellung aller Argumente für oder wider zu urteilen – nie über den Tellerrand des Russischen Reiches hinausgeschaut: Solange eine Zentralgewalt an die Großen noch Ämter mit Land vergeben kann, bleibt Territorienbildung unattraktiv (so: Polen-Litauen, anders: Heiliges Römisches Reich); materielle Interessen halten bei allen Differenzen mit dem Herrscher im Einzelfall die Großen, hier also die Bojaren und Nachfahren der Teilfürsten, als Gruppe grundsätzlich beim Thron und den Staat zusammen. Die Nostalgie der russischen Fürsten nach der

Zeit der Teilfürstentümer ist daher wohl nicht mehr als Spekulation von Historikern. Immerhin war der in seinen Schriften unterschiedlich deutbare Kurbskij als politischer Denker gefährlich, so dass er von den dreißiger Jahren bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts, zumindest bis zum Erscheinen der „Poslanija Ivana Groznogo“ Lichačevs und Lur'es 1951 (S. 270), dem modernen Ersatz für die epochemachende Werkausgabe Kuncevičs von 1914, in der russischen Forschung nur als Antithese zum fortschrittlichen Ivan IV. betrachtet und zumeist nur als Quelle von Fakten zur russischen Geschichte ausgeschlachtet wurde.

Was Kurbskij's ursprünglichen Landsleuten seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts zur Kenntnis kam, als sie die Vergangenheit verstehen wollten, war – neben seiner Korrespondenz mit dem Pskovo-pečerskij monastyr' – sein Absagebrief an den Zaren, das sogenannte „Erste Sendschreiben“ (*pervoe poslanie*). Vergangenheitsbewältigung fand offensichtlich in der Regel in Kreisen des niederen Klerus statt. Dieser Überlieferungsstrang scheint auf das Archiv der Zaren zurückzugehen, beweist aber in unserem Zusammenhang, dass der einzige Sprecher des Widerstandes gegen Ivans IV. Terror im Moskauer Reich bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine populäre Figur gewesen sein muss. Noch aber war er für die Moskoviter nicht mehr als die, wenn auch einzige, Stimme der Opfer des Terrors Ivans IV. Seine Analyse der Vorgänge um die Innenpolitik des Zaren, sein Suchen nach den Gründen für den Terror war ihnen nicht bekannt. Sie wussten weder etwas von seinen beiden letzten Briefen an den Zaren noch von der „Istorija“. Aber es ist jener Teil der Werke des Emigranten, der die historische Forschung vor allem beflügelt hat. Denn dieser, ‚unser‘ Kurbskij wurde zu einer der wesentlichen Quellen für die Analyse der Geschichte der Regierungszeit Ivans IV., weil die späteren Briefe an den Zaren und vor allem die „Istorija o velikom knjaze Moskovskom“ Ursachenforschung anbieten, während Kurbskij's Betätigung als Theologe und Übersetzer etwas in den Hintergrund geraten ist. In all diesen Schriften tritt uns Kurbskij in seiner Erzählhaltung als Publizist für das Großfürstentum Litauen entgegen, der unter dem Einfluss westlicher juristischer und moralischer Maßstäben steht, was für die russische Forschung leicht in Vergessenheit gerät, die dazu neigt, den Fürsten als von seiner neuen Umwelt völlig unbeeinflussten Moskoviter zu behandeln.

Ungeklärt ist bis heute geblieben, wann und wie das restliche, weit bedeutendere Œuvre des Emigranten, das Werk des politischen Schriftstellers Kurbskij, in Gestalt des sogenannten „Sbornik Kurbskogo“ ins Moskauer Reich gelangt ist. Geschrieben wurde es für litauische Leser, und es muss wohl ein Pole oder Litauer gewesen sein, der – in Kenntnis der Popularität des „pervoe poslanie“ an Ivan IV. – prominente Moskoviter auf diesen zusätzlichen Lektürestoff aufmerksam gemacht hat. Die möglicherweise früheste Handschrift des Professors und Handschriftensammlers Fedor Grigor'evič Bauze (1752–1812) wurde von diesem – nicht ganz zweifelsfrei – in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts datiert, ist aber 1812 beim Brand Moskaus untergegangen (S. 738, 742). Vielleicht hätte man durch sie etwas über ihre Vorbesitzer erfahren können. Eine frühe Möglichkeit für einen Handschriftenerwerb hätte sich während der russischen Besetzung der Stadt Wilna zwischen 1655 und 1661 – etwa als Kauf, Raub oder Geschenk aus der Bücherspende der Tochter des Fürsten Kurbskij, Marina, an die orthodoxe Bruderschaft bei der Heiliggeistkirche in Wilna vor 1611 – ergeben können (S. 90). Möglich wäre auch, dass ein „Sbornik Kurbskogo“ als Kriegsbeute beim systematischen Ausplündern der Klosterbibliotheken

und Druckereien auf Anweisung Aleksej Michajlovič ins Moskauer Reich gelangt ist (S. 88). Beides setzt voraus, dass Klöster in den Besitz des Bandes gekommen wären. So könnte sich erklären, dass es Jahrzehnte brauchte, bis die Russen die politischen Traktate zur Kenntnis nahmen.

Anders als bei seinen frühen Übersetzungen, die z. T. in die Hände der Familie Gol'sanskij gekommen sind, kann bei der Erforschung der Überlieferungsgeschichte der Spätwerke Kurbskij nur bei dessen Familie angesetzt werden. Ungeklärt ist etwa noch, wann dessen Sohn Dmitrij katholisch wurde – zumindest die theologischen Schriften des Vaters hätten dann für ihn ihren Wert verloren; man könnte sie weggeben. War er Schüler eines Jesuitenkollegs, konvertierte er bei seiner Heirat?

Erusalimskij hat auf dieser Linie ansatzweise bereits an anderer Stelle weiter geforscht. Ein Import von Kurbskij-Schriften durch Nachfahren, die ins Moskauer Reich zurückkehrten, ist auszuschließen. Diese galten nur fälschlich als Kurbskie, sie waren in Wirklichkeit Krupskie. Erusalimskij hatte schon vor dem hier vorgestellten *opus magnum* nachweisen können, dass die Krupskie, Kaspar Krupskij vor allem, als Mittler nicht in Frage kommen, weil die fraglichen Texte im Moskauer Reich bereits bekannt und kopiert waren, als die Kurbskij-*samozvancy* nach Osten emigrierten (S. 91–92).

Merkwürdigerweise hat Erusalimskij eine in einer anderen seiner Arbeiten über die Nachfahren Kurbskij bereits gelegte Spur nicht weiter verfolgt: Im Mannesstamm werden die Kurbskie im Juni 1677 als ausgestorben bezeichnet, ihre Güter gehen aber dennoch an Verwandte in weiblicher Linie. Der letzte männliche Enkel Kurbskij Jan dürfte nach Juli 1673 gestorben sein, sein Bruder Andrej bereits Ende 1668.

Andrej hielt sich selbst über seine Frau für einen engen Verwandten des Kazimierz Pac. Der Kanzler Pac und der Großhetman Pac verfolgten, seit 1674 deutlich demonstriert, diplomatisch eine eigene außenpolitische Linie, die von der König Sobieskis durchaus differierte: Sie wollten Krieg gegen die „Ungläubigen“ im Bündnis mit Moskau wie einst Andrej Kurbskij, und es gab seit Frühjahr 1673 ständige diplomatische Vertreter an beiden Höfen, sowohl am polnischen wie am russischen. Ging deshalb vielleicht der „Sbornik Kurbskogo“ mit der „Istorija“ im Auftrag der Pac-Partei in den siebziger Jahren nach Moskau? Als Literaturdenkmal war der russische Band im sprachlichen Milieu Litauens, das in den Eliten inzwischen wohl ziemlich vollständig polonisiert war, im Buchhandel relativ wertlos. Verschenkt oder verliehen an die Pac-Familie, herrenlos geworden, irgendwie in die Erbmasse hineingeraten oder durch einen der beiden Pac erworben, könnte er durchaus im diplomatischen Verkehr als Geschenk bzw. Argumentationshilfe der litauischen Seite im Original oder bereits in Abschrift nach Osten gelangt sein. Die ersten noch existierenden Abschriften stammen aus den Jahren 1677 bzw. aus der Zeit kurz davor (S. 91, 440). Jedenfalls weist Erusalimskij nach, dass die frühesten Kopien in den Umkreis des *posol'skij prikaz* gehören und in der Kanzlei des V. V. Golicyn (S. 131), zu der im übrigen auch Lyzlov gehörte (S. 121–122), geschrieben wurden. Auch nicht auszuschließen ist ein Import der „Istorija“ durch B. M. Chitrovo, 1653 auf Gesandtschaft in Polen, 1654–1656 auf Kriegszug nach Westen. Jedenfalls besaß er eine frühe Handschrift. Im Verdacht, die älteste Kopie besessen zu haben, steht vor allem Zar Aleksej Michajlovič, vertreten durch A. S. Matveev, der bis 1676 sein engster Vertrauter war und u. a. als sein Bibliothekar diente (S. 131).

Was nun die Überlieferungsgeschichte der „Sborniki Kurbskogo“ angeht, so ergeben sich aus der sorgfältigen Analyse von Fehlern und Abweichungen durch Erusalimskij auch Einsichten in Kopiervorgänge innerhalb der Schreibwerkstatt: Erusalimskij weist nach, dass die Abschrift der beiden ältesten Codices von Protographen, jeweils Stammvätern eigener Überlieferungsstränge, spätestens am 22. Januar 1677 beendet wurde, wobei eine davon im Hause des Bojaren Fürst Vasilij Vasil'evič Golycyn erfolgte (S. 440, 446, 513, 744), und zwar – wie ich meine – offenbar unter Zeitdruck, vielleicht wegen der angeordneten Archivrevision vom Herbst 1676 und einer damit verbundenen, durch Matveev gesetzten Ausleihfrist. Unter Beiziehung einer weiteren Handschrift lässt sich aus der Analyse der Faszikel nämlich erkennen, dass einer dieser noch existenten Bände (oder schon der bislang verschollene Protograph?) für den Kopiervorgang auseinandergenommen worden sein muss, damit sich mehrere Schreiber gleichzeitig je ein Faszikel vornehmen konnten, mit der Maßgabe, dass jeder sein Faszikel so abschreibt, dass sich danach die einzelnen Teile der Abschrift sich wieder bruchlos aneinanderfügen, was allerdings nicht immer gelang (S. 499–500). Um die aufgeworfenen Fragen vielleicht doch noch beantworten zu können, müsste in der Überlieferung des *posol'skij prikaz* weiter nachgeforscht werden.

Darüber hinaus wäre auch litauische Klostersgeschichte zu betreiben. Wo stifteten die Kurbskie, wo ließen sie sich begraben, welchen Freunden oder Verwandten mögen sie Bücher geschenkt oder verliehen haben? Wegen der Stiftung der Tochter Kurbskijs, Marina, wird zum einen am ehesten die Überlieferung in den Klöstern, vor allem der Stadt Wilna, weiterführen. Hier ist vor allem an – falls vorhanden – Bibliotheksverzeichnisse und Rechnungen zu denken. Zum anderen müssten die Gerichtsbücher aus Wilna wegen potentieller Meldungen von Verlusten während der russischen Besatzungszeit kontrolliert werden. Auch die Angaben in den Gerichtsprotokollen von Upita (UB Vilnius) über Vorgänge unter Kurbskijs Nachkommen mögen in unscheinbaren Nebensätzen versteckt wichtige Informationen zur Buchgeschichte enthalten. Nicht zu vergessen wäre auch die Überlieferung der *Pac*.

Erusalimskijs Interesse an Kurbskij konzentriert sich in den beiden hier vorgestellten Bänden auf dessen „Istorija“, die er im zweiten Band neu herausgibt. Diese Edition wird in Zukunft Kuncević ersetzen. Band 1 enthält die Untersuchungen, welche die Entscheidung für die Wahl des schließlich edierten Codex begründen. Neu – in diesem Umfang nur dank dem Computer zu leisten – ist vor allem sein Ansatz, aus sprachlichen Fehlern (369 Stück in 58 Handschriftenbänden) (S. 348) Handschriftenfamilien der „Istorija“ zu ermitteln: Er kommt zu dem Resultat, man müsse von fünf großen Überlieferungssträngen ausgehen, denen er die Einzelhandschriften jeweils in einem Stammbaum zuordnet (S. 802). Natürlich enthält seine Arbeit eine Beschreibung aller Einzelhandschriften. Es geht ihm allerdings nur um 81 Manuskripte der „Istorija“ aus 83 Bänden, ursprünglich überliefert in den „Sborniki Kurbskogo“. Zwei Versionen fallen aus der Analyse heraus, weil sie zu stark überarbeitet sind (S. 348–349). Die „Sborniki Kurbskogo“ enthalten in ihrer Urfassung neben der „Istorija“ den Briefwechsel mit Zar Ivan IV. Groznyj, Korrespondenz mit den Litauern sowie die Erzählung über das 8. Konzil, nicht aber den sogenannten „Wolmar-Konvoi“. Der theologische Schriftwechsel mit den Litauern ist nur in diesem Zusammenhang überliefert. Ein Teil der Handschriften der „Istorija“ hat sich im Laufe der Zeit verändert, und sie wechselt ihr Umfeld (Konvoi): Die „Istorija“ wird zum

Schauerroman, eingebettet in andere westliche Pamphlete gegen das tyrannische Regierungssystem in Moskau, zum Kriegsbericht etc. und verliert somit ihre alten Begleittexte. Was aber immer bleibt, ist die Kombination der „Istorija“ mit dem Briefwechsel mit Zar Ivan IV. Groznyj.

Ausgangspunkt der nur in Abschriften auf uns gekommenen Überlieferung muss *ein* Band gewesen sein, der entweder zu Kurbskijs Lebzeiten (1581) oder kurz nach dessen Ableben zusammengestellt worden sein dürfte, entstehungsgeschichtlich also bereits eine Abschrift von den Originalen. Persönlich gehe ich eher von einer posthumen Werkesammlung in Kurbskijs Kanzlei als von einer durch den Verfasser selbst organisierten Ausgabe letzter Hand aus (so Erusalimskij, S. 47). Das zeitlich sicher letzte Stück, die Übersetzung der Erzählung vom 8. Konzil, dürfte erst ganz kurz vor Kurbskijs Ableben entstanden sein, richtete es sich doch gegen die Kalenderreform (S. 61ff). Man darf wohl davon ausgehen, dass der Fürst zu seinen Lebzeiten das Durcheinander im Martyrologium am Ende der „Istorija“ bei der Abschrift hätte beseitigen lassen. Epigonen hingegen kleben an der Vorlage, so wie sie ist.

Der zweite Band Erusalimskijs enthält eine seiten-, zeilen- und buchstabengetreue Edition der Handschrift Nr. 301 der Sammlung Uvarov aus dem Historischen Museum in Moskau. Hier finden sich die „Istorija“, die drei Briefe Kurbskijs an den Zaren Ivan IV. Groznyj, Briefe an die Litauer, die Erzählung vom 8. Konzil und ein Sammelsurium weiterer theologischer Traktate, unter anderem über Kalenderstreitigkeiten (Eusebius). Die Handschrift kann, abgesehen vom Wolmar-Konvoi, als relativ vollständige Werkesammlung betrachtet werden (S. 446) und steht der Urhandschrift besonders nahe. Erusalimskij ordnet die Nr. 301 seiner zweiten Handschriftenfamilie zu (S. 446). Varianten aus den ältesten Handschriften aller anderen Handschriftenfamilien finden sich in den Fußnoten. Kuncevič, der die wissenschaftliche Standardausgabe der wichtigsten Arbeiten Kurbskijs im Jahre 1914 herausgebracht hatte (Rossijskaja Istoričeskaja Bibliotek, T. 31,1), hatte eine Abschrift A. N. Popovs aus einer Handschrift der Archangel'skaja biblioteka zur Grundlage seiner Edition gemacht, die Erusalimskij nicht mehr ermitteln konnte (S. 239). Zum Ausgangstext seiner Edition der Briefe an den Zaren und der „Istorija“ machte er dann aber eine Handschrift aus der 4. Handschriftenfamilie (nach Erusalimskijs Klassifizierung), den Codex Nr. 60 aus der Archivsammlung (heute: RGADA, f. 181 [Sobr. MGAMID]) (S. 242). Bei Erusalimskij wird auf diese Handschrift in den Fußnoten verwiesen.

Die Qualität jeder Edition lässt sich am besten daran messen, was man mit ihr anfangen kann, wenn man sie nicht als Historiker auf ihren Inhalt hin liest, sondern an die Texte unter anderen Gesichtspunkten herangeht, etwa als Linguist. Selbst wenn man die Hinweise in Band 1 auf die sprachlichen Besonderheiten nicht mit einbezieht, wird man bei der reinen Lektüre des Textes das finden, was man sucht, – und vor allem: es ist nichts stillschweigend ergänzt. Abkürzungen bleiben erhalten, hochgestellte Buchstaben sind durch Unterstreichung kenntlich gemacht. Nützlich wäre allerdings gewesen, ein Inhaltsverzeichnis für die Nr. 301 hinzuzufügen.

Fasst man zusammen, so wird man feststellen: Wer künftig über Kurbskij arbeiten will, muss seine Studien bei Erusalimskij beginnen.

*Inge Auerbach, Marburg/Lahn*

## REZENSIONEN

Istorija i istoriki 2005. Istoriofafičeskij vestnik [Geschichte und Historiker 2005. Historiographische Mitteilungen]. Otv. red. A. N. Sacharov. Moskva: Nauka, 2006. 363 S. ISBN: 5-02-035069-9.

Istorija i istoriki 2006. Istoriofafičeskij vestnik [Geschichte und Historiker 2006. Historiographische Mitteilungen]. Otv. red. A. N. Sacharov. Moskva: Nauka, 2007. 410 S. ISBN: 978-5-02-035556-9.

Istorija i istoriki 2007. Istoriofafičeskij vestnik [Geschichte und Historiker 2007. Historiographische Mitteilungen]. Otv. red. A. N. Sacharov. Moskva: Nauka, 2009. 372 S. ISBN: 978-5-02-036987-0.

Die drei hier gemeinsam zu besprechenden Bände sind ähnlich, aber nicht immer identisch gegliedert, gleichwohl beziehen sich viele Beiträge über die Jahrgänge hinweg ergänzend aufeinander. In dem allen Bänden gemeinsamen ersten Teil „Allgemeine Probleme der Geschichtswissenschaft“ finden sich Beiträge zu sehr unterschiedlichen Themen der „vaterländischen“ Geschichte. Von denjenigen, die sich einander zuordnen lassen, seien als Beispiele erwähnt: N. F. Bugaj, der mit zahlreichen kritischen Arbeiten über die unter Stalin verfolgten Nationalitäten der Sowjetunion hervorgetreten ist, macht sich daran, mit einer Erörterung der „Probleme der verfolgten nationalen Minderheiten in der russischen Historiographie“ (2005) eine immer noch problematische Lücke in der russischen Geschichtsschreibung zu umreißen. Im Band 2007 greift er die Minderheitenfrage wieder auf, diesmal im Hinblick auf Integrationsprobleme ethnischer Minderheiten an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert, „am Beispiel der russischen Zigeuner“. Ebenso widmet sich V. V. Fomin in zwei großen Aufsätzen dem Normannismusstreit, wobei er zunächst die vorrevolutionären Historiker und die Frage nach der Rolle der Waräger beim Aufbau russischer Staatlichkeit (2006) und ein Jahr später die Herkunft des Namens „Rus“ (2007) behandelt. Damit in Verbindung steht wieder ein Beitrag von V. I. Merkulov, der in seiner Untersuchung über die historischen Quellen der Rus' (2007) auch einen Blick auf die Vorstellungen wirft, die man im Mittelalter und in der

Frühen Neuzeit von der Rus' und den Russen hatte. Gewissermaßen eine Fortsetzung dazu stellt D. V. Karnauchovs Aufsatz über die Entwicklung des Bildes von der Rus' in der polnischen Geschichtsschreibung des 15. und 16. Jahrhunderts dar (2005). Er beginnt mit Bemerkungen über das Interesse ausländischer Gelehrter an der russischen Geschichte, das ursprünglich durch die „Bildung eines eigenständigen Komplexes kulturell-zivilisatorischer Werte des östlichen Slaventums im frühen Mittelalter“, gemeint ist wohl die mit der Christianisierung verbundene Profilierung der Kiever Rus', angeregt worden sei. In dem Maße der Entfaltung des russischen Staatswesens und dessen zunehmender Beteiligung an der europäischen Politik sei auch das Interesse der europäischen Intelligenz an Russland und seiner Geschichte gewachsen. Dem „äußeren“ Russlandbild, das sich als Pendant zum russischen Selbstbild entwickelt hat, bescheinigt der Autor volle Berechtigung, indem er sich gegen jede Ablehnung der außerrussischen Historiographie über Russland wendet und deren Leistungen würdigt. Er konkretisiert diesen Gedanken, indem er spätmittelalterlich-frühneuzeitliche polnische Geschichtsschreiber von Jan Długosz bis Stanisław Sarnicki vorstellt, Zeitgenossen der Epoche, in der die Union Polens mit Litauen enger wurde und somit die Ostslaven deutlicher ins polnische Blickfeld rückten. Karnauchov ordnet sie in die allgemeine politische, historiographische und sprachliche Entwicklung ein – vom Lateinischen des Mittelalters zum Polnischen und wieder zum Lateinischen der Renaissance – und beschreibt sowohl den inneren Zusammenhang ihrer Werke als auch ihr Wirken als Vermittler von Kenntnissen und Vorstellungen über die Rus' ins übrige Europa hinein. Anschließend behandelt er die russischen und polnischen Historiker vom 18. bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, die Forschungen zu diesem Thema betrieben haben. Zweifellos hat er mit seiner Feststellung recht, die Werke der nichtrussischen Historiographie – Quellen und Forschungen – enthielten vieles, was noch zur Erhellung des russischen Geschichtsbildes beitragen könnte. Bemerkenswert ist es, dass er plastische Beispiele für das bringt, was in der modernen Kulturwissenschaft als Transkulturalität bezeichnet wird. Der Begriff fällt bei ihm jedoch nicht. Wo sonst sich der Blick über den Tellerrand der russischen Geschichtsschreibung zu

richten scheint, geht es dann doch wieder um dieselbe. So etwa unter der Rubrik „Probleme der Slavistik und der gegenwärtigen tschechischen Historiographie“ (2006), wo drei tschechische Autoren die Erforschung der russischen Kultur und Geschichte in Prag und durch emigrierte russische Wissenschaftler behandeln. Auch der kurze Artikel I. I. Bučanovs über den gegenwärtigen Stand und die Aufgaben der Forschungen zur Hussitologie (2007) erweist sich als Beitrag zur Geschichte der russischen Slavistik. Große Aufmerksamkeit gilt, wie schon früher, den während der Sowjetzeit im Ausland wirkenden russischen Historikern (2006, 2007). Vier Aufsätze über „Probleme der Staatsverwaltung in Russland“ (2005), von denen drei aus einer internationalen Moskauer Konferenz zu diesem Thema (12. Dezember 2004) hervorgegangen sind, lassen aus der historischen Betrachtung heraus aktuelle Bezüge erkennen.

In allen drei Bänden bilden biographische Aufsätze über russische Historiker sowie einschlägige Quellenpublikationen, wie z. B. die Briefe, die M. S. Korelin von seinen Aufenthalten in den politischen und wissenschaftlichen Zentren Europas (1880er und 1890er Jahre) an V. I. Ger'e schrieb, den Abschluss. Insgesamt lässt sich etliches Material für die Geschichte der russischen Geschichtsschreibung gewinnen. Es bestätigt sich aber erneut, was schon mehrfach angemerkt wurde, dass nämlich dieser „Historiographische Bote“ die nichtrussische Forschung weitestgehend unbeachtet lässt und seine Aufarbeitung der Geschichte der russischen Geschichtswissenschaft sowohl thematisch als auch methodisch weithin als retrospektive Nabelschau betreibt.

*Hans Hecker, Düsseldorf*

CARSTEN GOHRKE: *Russland. Eine Strukturgeschichte*. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2010. 462 S., Tab., Graph., Ktn. ISBN 978-3-506-76763-9.

Der Züricher Emeritus gliedert seine Strukturgeschichte in acht Teilbereiche: räumliche Rahmenbedingungen – staatlich-territoriale Entwicklung – materielle Grundlagen – Gesellschaft – Machtssystem – Kirche und Kultur – Persönlichkeit und Geschichte sowie Werte und Identitäten. Für jeden dieser Bereiche legt er einen chronologi-

schon, stark interpretierenden Abriss vor, der jeweils bis in die Gegenwart führt, also z.B. die territoriale Entwicklung von den Lokalgesellschaften und der Ankunft der Waräger bis zur Russländischen Föderation darstellt und die Persönlichkeiten von Ivan IV. bis zu Gorbatschow. Ein wichtiges Buch, um das vorweg zu nehmen, das hier nicht nach einzelnen Fehlern durchsucht, sondern auf die zentralen Aussagen hin vorgeht und diskutiert wird.

Herausragend ist das Kapitel über die räumlichen Rahmenbedingungen. Eindringliche knappe Karten erläutern die Voraussetzungen für die „Sickerwanderungen“, mit der die Ostslawen sich über den „nordeurasischen Subkontinent“ ausgebreitet haben. Kontinentalität wird gegen maritime Lage abgewogen und Vergleiche zwischen Nordamerika und dem Russländischen Imperium machen die geographische Gunstlage der USA deutlich.

Das Kapitel über die Wege zum Imperium verfolgt die Territorialentwicklungen von den Warägern bis Putin. Goehrke schränkt die Bedeutung des Mongolensturms ein und stellt endogene Gründe für das „Auseinanderdriften“ der Ostslawen heraus. Bestimmend für die Außenpolitik der Moskauer Herrscher war der pragmatische Umgang mit der jeweiligen Ideologie – der Krieg mit Japan 1905 wurde auch deshalb zur Katastrophe, weil man der Ideologie zu viel Raum gab. Die Chance, nach 1992 mehr Mittel auf die innere Entwicklung zu konzentrieren und die Rüstungsquote zu senken, wurde vertan, obgleich der Verlust der Weltmachtstellung unübersehbar war. Man kann dem sicher zustimmen, allerdings haben die Hochrüstung der USA und deren Interventionsbereitschaft im 21. Jahrhundert die Frage neu gestellt, welches Rüstungsniveau heute notwendig ist, um eine wie immer begrenzte Souveränität zu bewahren.

Überzeugend fasst Goehrke die materiellen Grundlagen der Entwicklung Russlands aus dessen Situation als „Spätstarter“, für den die wirtschaftlichen Impulse vor allem „elitengesteuert“ waren.“ (S. 112). Die Entwicklung des Donezbeckens war aber stärker auf den Weltmarkt bezogen, als der Verfasser meint, nicht nur des französischen und belgischen Kapitals wegen – russische Kohle ging übers Mittelmeer, englische nach St. Petersburg, und trotz der Vervielfachung der russischen Kohleproduktion zwischen 1888

und 1913 schwankte der Grad der Selbstversorgung Russlands in dieser Periode kontinuierlich um 80 %, wie Irina Djakonova in ihrer 1999 in Moskau publizierte Arbeit „Nefť i ugol“ gezeigt hat. Die Rolle der Importkohle an der baltischen Küste war wiederum ein Grund dafür, dass das russische Transportsystem im Ersten Weltkrieg während der deutschen Blockade der Ostsee nicht in der Lage war, die Hauptstadt mit Kohle zu versorgen.

Der Weltmarktbezug verweist überhaupt auf die inneren Grenzen einer nationalgeschichtlich arbeitenden Wirtschaftsgeschichte. Ist die Transformation 1989/91 ohne die Außenbezüge erklärbar (die zurückgekehrten Studenten aus den USA, über die Yale Richmond geschrieben hat, oder die selbst die Transformation überdauernden Einnahmen aus den Rohstoffexporten, welche Begehrlichkeiten weckten)? Zum Beispiel hätten die „Oligarchen“ und andere in der Jelzinzeit wohl kaum mehr als 140 Milliarden US-Dollar außer Landes bringen können, wenn sie nicht auf Deviseneinnahmen aus Erdöl- und Erdgasexporten hätten zugreifen können. Goehrke verweist nur auf den innerrussischen Teil dieser Umverteilung zugunsten der weithin aus der KPdSU stammenden „neuen Reichen“, der unter Putin dann vor allem um Mitglieder des ehemaligen KGB erweitert wurde.

Goehrke kennzeichnet die Veränderungen in der „ostslawischen Gesellschaft“ im 10. Jahrhundert durch vier Indikatoren: Burgen neuen Typs, Verwendung von Schwertern, Beschleunigung der handwerklichen Arbeitsteilung und Fernhandel. Im Unterschied zum Westen bildete sich der Adel spät heraus, das Land war schwach urbanisiert, und die Städte hatten Burgstadt-Charakter. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an sieht Goehrke die Entwicklung einer „staatsfixierten Gesellschaft“ – eine gelungene Variation zu Hans-Joachim Torques bekanntem Buchtitel. In den Städten blieb die Abriegelung der städtischen Höfe, die in Westeuropa an Bedeutung verlor, bestehen; der Adel hielt auch – anders als in Zürich oder Magdeburg, aber so wie in Paris oder Lissabon – seine Hörigen in den städtischen Höfen. Insgesamt formierte sich der Adel in „wachsender Abhängigkeit vom Großfürsten“ (S. 154). Der Prozess der Zivilisierung schritt insgesamt langsamer voran als im Westen, und eine „Kontinuität patriarchalen Denkens“ (S. 176) ist bis in

die Gegenwart feststellbar. Goehrke sieht also den Kern des sozialen Wandels in Westeuropa nicht als Entwicklung einer Teilregion (dessen Zentrum man zwischen London und Florenz bestimmen könnte), sondern als Entwicklung des Westens allgemein. Das überzeugt wenig – fraglos versuchten die Ratsregierungen vieler Städte, alle Gerichtsbarkeit an sich zu ziehen, nur ist ihnen das in London gegen den König genau so wenig gelungen wie in Riga gegen den Orden (bzw. den Erzbischof). Und selten besaßen alle Einwohner einer Stadt Bürgerrechte. Was die Bauern anbelangt – Teile des Kapitels „Werte und Identitäten“ erinnern an Manuel Sarkisyanz' Buch über Russland und den Orient, – aber sind Verbreitung und Wirkungsmächtigkeit von dem, was Sarkisyanz vor mehr als einem halben Jahrhundert über die russische „Pravda“ schrieb, heute besser bekannt?

Goehrkes Bild von der Sonderstellung Russlands hängt auch damit zusammen, dass er den Absolutismus, dem die ständischen Parlamente zwischen Toledo, Paris und Warschau sowie schließlich auch in Regensburg zum Opfer fielen, nicht als gesamteuropäische Periode wertet. Kontrastiert man die absolutistische Welt im 18. Jahrhundert mit der parlamentarischen, dann ergeben sich ganz andere Sonderstellungen und Gemeinsamkeiten, etwa zwischen Spanien, Frankreich, Preußen und Russland auf der einen und Polen, dem Reich, den Niederlanden und der Confoederatio Helvetica auf der anderen Seite. Goehrke folgt Nitsche in der These, dass die Wurzeln der Moskauer Autokratie endogen seien (S. 187). Auch wenn er damit sicher der Mehrheit des Faches entspricht, darf man als Vertreter der (zugegeben kleinen) Minderheit doch z.B. daran erinnern, dass auch im Westen nur wenige ständische Parlamente sich selbst einberufen konnten, die États généraux Frankreichs, aber auch die Reichstage bis zum „Ewigen Reichstag“ 1663 nach diesem Kriterium also ähnlich „okkasionell“ waren, wie Goehrke die *sobory* kennzeichnet. Ein anderes Beispiel ist der *vyvod*, die Zwangsumsiedlung, die bei Goehrke als typisch für Russland erscheint, aber durchaus ein Instrument allgemeiner westeuropäischer Politik war – im 16. und 17. Jahrhundert wurden erst Juden und dann Muslime aus den iberischen Staaten vertrieben, 1603 begann die *plantation of Ulster*, 1731 zwang Erzbischof Firmian die protestantischen



Salzburger zur Aussiedlung, wie das dem Reichsrecht entsprach, und 1830 beschloss der Kongress der USA im „Indian Removal Act“, die Indianer östlich des Mississippi zu „entfernen“, um nur einiges heraus zu greifen.

In seinem Beitrag zur Kirchengeschichte geht Goehrke von einer großen Gemeinsamkeit zwischen Protestantismus und Katholizismus aus, die in der Vergangenheit vielleicht noch weniger der Realität entsprach als in der Gegenwart. Gewiss gab es Gemeinsamkeiten, z.B. darin, dass sowohl protestantische wie katholische Kirchen noch in der Frühen Neuzeit ziemlich dichte Netze von Pfarrschulen aufbauten, was die Orthodoxie nicht tat. Kirchlich entscheidend blieb aber doch, dass der Protestantismus für Orthodoxe wie Katholiken eine Häresie war, während die beiden alten Großkirchen sich gegenseitig für schismatisch hielten und viele dogmatische Positionen und Institutionen gemeinsam blieben – von der apostolischen Nachfolge und der Gültigkeit der ökumenischen Konzilien bis zum Klosterwesen. Die Homogenisierung zwischen Katholizismus und Protestantismus führt zur Konstruktion eines „vor allem protestantisch geprägten Westen“ (S. 300–301), vor dessen Hintergrund die Sakralisierung Russlands kritisiert wird, obgleich es ja das Reich war, das die Heiligkeit immerhin bis 1806 im Titel trug, Preußen, Österreich und Russland 1815 die „Heilige Allianz“ gründeten und die Königin von England bis heute den Titel „Defensor Fidei“ auf jede Münze schlagen lässt. Konkret führt die Geringschätzung der gesamtchristlichen Traditionen dazu, dass die Einrichtung des Synods unter Peter I. – nach Kapterev ohne das schwedische Vorbild des Konsistoriums nicht denkbar – als „logische Konsequenz“ russischer Entwicklung erscheint (S. 264).

Goehrke notiert S. 17 selbst, dass der strukturgeschichtliche Ansatz die Gefahr birgt, Kontinuitäten überzubetonen, also endogenen Entwicklungslinien zu viel Gewicht zuzumessen. Umgekehrt birgt der Systemansatz, den der Unterzeichnete für ergiebig hält, sicher die Gefahr, exogene Antriebe zu stark zu betonen.

Der Dissens des Rezensenten betrifft aber einen methodischen Punkt: Der Autor vergleicht kontinuierlich mit Entwicklungen Westeuropas, was sachlich notwendig ist, weil Russland und Westeuropa grundlegend (trotz der Säkularisierungen) durch das Christentum geprägt sind, und

– was quellenimmanent unumgänglich ist – weil die russländischen Eliten sich im europäischen System ihren Platz suchten, sich also auf es bezogen. Goehrke vergleicht aber einen Modellbegriff von Westeuropa mit der Realität Russlands, wodurch der Westen viel gleichmäßiger durch Mitbestimmung geprägt und Russland viel autokratischer bestimmt wirkt, als es beide waren. In diesem Verfahren folgt der Autor eben jenen russländischen Eliten selbst, bei welchen es eine Tradition gibt, den inneren Gegner und die eigenen Zustände an einem Europabild zu messen, dessen Glanz alles andere verdunkeln musste – aber in der dann zwangsläufig folgenden Ernüchterung Europa negativer zu sehen, als angemessen war, weil es dem selbst gemachten Bilde nicht entsprach – wie Alexander Herzen, der nach der Niederwerfung der Revolution 1848 Europa als faulenden Fisch sah. Goehrke selbst hat (in seinem glänzenden, zusammen mit Gisela Tschudi verfassten Vergleich zwischen Zürich und Novgorod) gezeigt, dass Realität mit Realität verglichen werden muss (und Modell mit Modell).

Goehrkes Modellbegriff ist „Lateineuropa“. Er verdeutlicht seine Vorstellung in einer eindrucksvollen Skizze S. 317 – die Abstufungen laufen von Westen nach Osten, katholisch und protestantisch bilden eine Kategorie, romanisiert eine andere – wobei Rumänien als nicht romanisiert erscheint. Dass der Stand der parlamentarischen Systeme mit dem Stichjahr 1970 gezeigt wird, ruft gleich Einwände hervor – so erscheinen Deutschland und Italien trotz „faschistischer Bewegung“ (um Ernst Nolte zu zitieren) als parlamentarisch, aber Polen und Ungarn werden trotz der vielen Jahrhunderte Parlamentsgeschichte und Widerstands gegen den Absolutismus nicht dazu gerechnet. Und zur Betonung des Lateinischen hat schon Maurice Aymard angemerkt, dass zum gebildeten Europa stets gehörte, dass man zwei Fremdsprachen konnte – und die zweite war nun einmal, zumindest über viele Jahrhunderte hin, Griechisch.

Zusammenfassend: Goehrke diskutiert acht strukturelle Zugänge zur russischen Geschichte jeweils über ein Jahrtausend hinweg auf der Grundlage einer breiten Rezeption von Literatur und umfangreichen, vielfältigen eigenen Quellenarbeiten von der Agrar- zur Stadt-Geschichte und von der Gender-History zur Imperiumsforschung. Er hat seine enorme Quellenkenntnis in seiner

monumentalen Geschichte des Alltags in Russland umfassend präsentiert. Die jetzt vorgelegte Strukturgeschichte bietet eine komprimierte Analyse, die sich von mehreren Bereichen her dem Thema nähert. Ein zentraler Beitrag zur Debatte über Russland.

*Hans-Heinrich Nolte, Barsinghausen*

A. B. MAZUROV, A. JU. NIKANDROV: Russkij udel epochi sozdanija edinogo gosudarstva. Serpuchovskoe knjaženie v seredine XIV – pervoj polovine XV vv. Moskva: Izdat. Inlajt, 2008. 275 S., Ktn., Tab., Abb. ISBN: 978-5-98492-064-3.

Die Monographie schildert die Landesgeschichte eines kleinen *udel* (Teilfürstentums) südlich Moskaus vom Zeitpunkt des Übergangs des Gebiets aus Rjazaner in Moskauer Besitz und seiner Umwandlung in ein Teilfürstentum im Jahr 1340 bis zur Auflösung im Verband des Moskauer Großfürstentums im Jahr 1456. Heute bekannter als der frühere Fürstensitz ist die ehemals zu diesem Gebiet gehörende Stadt Radonež. Alle weiteren *udely* des Moskauer Fürstentums existierten kürzer und mit bedeutenden zeitlichen Unterbrechungen (S. 6). Einer Übersicht über die Quellen und Historiographie zum Fürstentum folgen eine Skizze seiner räumlichen Gliederung, ein Überblick über seine Vorgeschichte vom Beginn der ostslavischen Besiedlung im 11. Jahrhundert an sowie Abrisse der politischen Geschichte und der Geschichte des „geistigen Lebens“ des Fürstentums. Der methodisch-theoretische Rahmen bleibt mit der Rede von der „feudalen Zersplitterung“ in alten Diskursen verhaftet (S. 5). Davon nicht beeinträchtigt und verdienstvoll ist jedoch die Absicht, mit der Mikrostudie der Konzentration des Forschungsinteresses auf Moskau entgegenzuwirken (S. 6). Am Beispiel von Serpuchov sollen Eigenheiten des Teilfürstensystems im Rahmen des Moskauer Herrschaftsbereiches herausgearbeitet werden, so etwa Versuche der Großfürsten, mit den Teilfürsten aus dem Moskauer Herrscherhaus beschränkte Bündnisse einzugehen.

Die Skizze der historischen Geographie des Teilfürstentums folgt in ihrer Gliederung strikt dessen einzelnen Untergebieten und ist sehr enzyklopädisch gehalten. Nur eine knappe Zwischenbilanz stellt die Entwicklung übergreifend dar. Das 1340 eingerichtete Teilfürstentum ge-

wann erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts an Bedeutung, als sich seine ‚innere Kolonisierung‘ bzw. Besiedlung verstärkte. Erst 1374 wurde die Burgstadt Serpuchov ausgebaut (S. 31). Zudem erweiterte sich das Fürstentum durch Verleihungen des Moskauer Großfürsten etwa um die wichtige Stadt Rzev sowie um Radonež. Das Fürstentum erlangte nach 1400 eine mit den Fürstentümern von Tver‘ und Rjazan‘ vergleichbare Ausdehnung (S. 64). Es war damit das älteste und größte Teilfürstentum im Moskauer Großfürstentum.

Von überregionalem Interesse ist nicht nur die Verortung des politischen Handelns der Fürsten im Verhältnis zu den Großfürsten von Moskau und jenen von Tver‘, sondern auch die Aufarbeitung der Beziehungen der Fürsten von Serpuchov zu den Großfürsten Litauens: Als Dmitrij Ivanovič von Moskau 1370 gegen das mit Litauen verbundene Tver‘ vorgeht, heiratete Vladimir Andreevič von Serpuchov im selben Jahr eine Tochter von Ol‘gerd (Algirdas) (S. 77). Die Autoren legen ausführlich dar, wie die Rolle Vladimirs in der Schlacht auf dem Schnepfenfeld 1380 erst in der späteren Moskauer Chronistik geschmälert dargestellt wurde. Im Rahmen der politischen Geschichte haben auch eingehende Urkundeninterpretationen Platz, so die des Testaments Vladimirs aus dem Jahr 1410 (S. 124–125). Die darin angelegte Teilung des Fürstentums in sechs kleinere Gebiete war folgenschwer: Serpuchov verlor stark an Einfluss. War es zuvor hinsichtlich seiner Größe mit den eigenständigen Fürstentümern der nordöstlichen Rus‘ vergleichbar gewesen, wurde der Fürst nun zu einem kleineren Gefolgsmann herabgestuft (S. 147). Dennoch spielte Vasilij Jaroslavič in den innermoskovitischen Kriegen im Zusammenhang mit der Durchsetzung der Primogenitur gegenüber dem Seniorat eine wichtige Rolle. Nach der Blendung des Großfürsten Vasilij II. flüchtete er 1446 nach Litauen, wo er von Kasimir IV. bedeutende Gebiete, u. a. Brjansk, Gomeľ, Starodub und Mstislavl‘, verliehen bekam (S. 158). Der Sieg Vasilij II. hing nicht nur vom großfürstlichen Hof ab, so die Autoren, sondern auch von den Teilfürsten und unter ihnen insbesondere von Vasilij Jaroslavič. Dennoch verhaftete Vasilij II. 1456 Vasilij Jaroslavič von Serpuchov und löste dessen Fürstentum wie die übrigen Teilfürstentümer auf (S. 169). Im Kapitel zur geistlichen Kultur ist die Darstellung

der Geschichte des Troice-Sergiev-Klosters hervorzuheben, des „bekanntesten der russischen Klöster“, sowie seines Begründers Sergij.

Eine abschließende Zusammenfassung ordnet die Befunde in den übergreifenden Rahmen ein. So erweisen sich die Beziehungen zwischen den Moskauer Großfürsten und den Fürsten von Serpuchov als sehr aufschlussreich für das Verstehen der ‚inneren Logik‘ des Herrschaftsgebietes (S. 214). Der Vertrag des Serpuchover Fürsten Vladimir Andreevič, den dieser für Dmitrij Ivanovič mit dem als Großfürst von Polock auf-tretenden Andrej Ol'gerdovič im August 1378 abschloss, bestätigt als Ausnahme die Regel, dass die Teilfürsten nicht ohne Anordnung des Moskauer Großfürsten Verträge mit anderen Fürsten eingehen durften. Im übrigen waren die Teilfürstentümer aber autonome Herrschaftsgebiete, wobei die Rede vom „Staat im Staate“ eine noch nicht bestehende moderne Staatlichkeit unterstellt (S. 215). Mehrere mit dem Band einhergehende Aufsätze der Autoren widmen sich weiteren Spezialfragen der Geschichte des Fürstentums. Dem Buch gelingt es insgesamt, durch seine vom Rande ausgehende Perspektive ertragreiche Einblicke in eine entscheidende Phase der Festigung des Moskauer Machtanspruches zu gewinnen.

*Stefan Rohdewald, Passau*

Imperienvergleich. Beispiele und Ansätze aus osteuropäischer Perspektive. Festschrift für Andreas Kappeler. Hrsg. von Guido Hausmann und Angela Rustemeyer. Wiesbaden: Harrassowitz, 2009. VII, 542 S. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 75. ISBN: 978-3-447-06055-4.

Das Thema der Imperiumsforschung hätte für die Festschrift zum 65. Geburtstag von Andreas Kappeler geeigneter nicht sein können. Kappeler, gebürtiger Schweizer, der im Zuge seiner wissenschaftlichen Arbeit an den Universitäten von Zürich, Köln und Wien einen großen Kreis von Schülern und mit ihm verbundenen Kollegen um sich scharte, legte mit seinem 1992 erschienenen Buch „Russland als Vielvölkerreich“ den Grundstein für die heute in Ost und West florierende Imperiumsforschung zum Russländischen Reich. Zwei seiner Schüler führten nun 25 Beiträge zusammen – eine ungewöhnlich hohe Zahl, stammen doch 13 der Autoren aus dem deutschsprachigen Raum, was beweist, wie rege Kappelers

Themensetzung und Anregungen in seinem eigenen Sprachraum fortentwickelt wurden und bis heute fortwirken. Auch die zeitliche Bandbreite der Beitragsthemen, die von der Frühen Neuzeit bis ins ausgehende 20. Jahrhundert reichen, sowie die Einbeziehung des Osmanischen Reiches, der Habsburgermonarchie und Polen-Litauens, spiegeln Kappelers eigene, epochenübergreifende und räumliche Schaffensvielfalt adäquat wider.

Dennoch gelingt es dem Sammelband nicht, dem längst zum Allgemeinplatz aufgestiegenen Vorwurf an Festschriften zu entkommen, inhaltlich Disparates zu versammeln, das zu großen Teilen ohne den Festschriftcharakter nicht zueinander gefunden hätte. Dabei ist besonderes der Titel irreführend: Um „Imperienvergleich“ geht es tatsächlich in den wenigsten Beiträgen, wie bereits die Einteilung des Inhaltsverzeichnisses in fünf fast gleichstarke thematische Blöcke offenbart: 1. „Imperium: Historische Kategorien und Wissensformen“; 2. „Imperiale Herrschaft: Strategien und Gegenstrategien“; 3. „Biographien“; 4. „Orte“; 5. „Imperienvergleich“. In manchen Beiträgen geht es auch nicht um spezifisch imperiale Fragen, wie zum Beispiel der Aufsatz von Christian Noack zur Aneignung von Adelsitzen und Adelskultur in Russland und Irland zeigt. Eine Diskussion der schwierigen wie spannenden Frage, wie der Imperiumsbegriff mit Blick auf das Russländische Reich und die Sowjetunion zu fassen ist, für welche Fragen er sich im innerrussländischen wie im globalen Mächtesystem als fruchtbar erweisen kann, bleiben die Herausgeber den Lesern schuldig. Dabei hätte gerade hierin ein geeigneter Filter für die Auswahl der Beiträge gefunden werden können. Ohne eine gemeinsame Fragestellung geht es auf diese Weise quer und durch die Geschichte des Moskauer und des Petersburger Reiches sowie durch Facetten der ukrainisch-russischen Geschichte. (Das Gewicht von sechs Beiträgen spiegelt auch hier sehr schön das eigene Interesse des Jubilars wider.) Mit Aufsätzen von Gerhard Simon, Uwe Halbach und Rüdiger Ritter zur sowjetischen und postsowjetischen imperialen Situation werden die auch von Kappeler immer wieder gesuchten Bezüge zur Gegenwart eingebracht.

Ein spannender Ansatz des asymmetrischen Imperienvergleichs liegt der Studie von Angela Rustemeyer zugrunde. Sie fragt danach, ob im Falle Polen-Litauens ein osteuropäischer Typus

der Herrschaftslegitimation entwickelt wurde. Anhand einer Untersuchung der polnischen Ethnographie kommt sie zum Schluss, dass sich Polen in die Gruppe der westeuropäischen Kolonialmächte insofern einreihen kann, als Polen nicht bloß um die Profilierung des Eigenen bemüht war, sondern mit Blick auf andere Ethnien gleichfalls auf biologistische Denkmuster zurückgegriffen hat, auch wenn dies weniger prominent als im Falle der meisten anderen Kolonialmächte geschah.

Ethnographie ist auch der Gegenstand von Yvonne Kleinmanns gelungenem Beitrag, der sich der Geschichte der Disziplin im Russländischen Reich widmet. Kleinmann verwirft die alte Ansicht, wonach sich Ethnographen an der Peripherie des Reiches im Zuge der zunehmenden Nationalisierung ausschließlich in Opposition zum imperialen Staat befunden hätten. Stattdessen zeichnet sie das Bild eines produktiven Spannungsverhältnisses dieser Forscher, die sich sowohl in den Dienst des Imperiums als auch der nationalen Ethnographie gestellt hätten. Zudem untermauert Kleinmann am Beispiel der Ethnographie in Russland überzeugend die These der Transfargeschichtsforschung, wonach fremde Wissenskulturen im Empfängerland anders angeeignet werden, als sie im Ursprungsland konzipiert waren.

Besonders interessant ist der Blick auf die vier Beiträge, die sich Fragen des Imperienvergleichs widmen. (Carsten Goehrkes Text zu Russland und zur Schweiz als zwei gegenläufigen „Imperien“ ist hier wohl eher als ein politischer Essay zu lesen.) Viel Kritik ist von der Redaktion der angesehenen Zeitschrift „Ab Imperio“ an der Methode des Vergleichs geübt worden (gerade mit Blick auf die Imperiumsforschung), darunter war der nachvollziehbare Einwurf, Vergleiche ließen ihre Objekte statisch werden, schufen eine künstliche Homogenität, die der inneren Vielfalt nicht gerecht werde. Einen deutlichen Gegenbeweis liefert der Beitrag von Malte Griesse, der sich die schlichte Frage stellte, warum es im Russländischen Reich der Frühen Neuzeit keinen „Bauernkrieg“ gab. Seine meisterhaft entwickelte Analyse, bei der erst durch den Vergleich mit den frühneuzeitlichen französischen Revolten die relevanten Fragen an die russländische Geschichte gewonnen werden, kehrt zu den grundlegenden Kategorien der russischen Geschichte überhaupt zu-

rück – dem Raum und der Geographie. Diese Kategorien sind keineswegs neu, aber ihre Bedeutung für konkrete Fragen der russländischen Geschichte durch den historischen Vergleich derart fesselnd demonstriert und erklärt findet man wohl selten.

Zwiespältiger fällt das Urteil über den Beitrag von Andreas Renner aus, der für seinen zunächst einmal anregenden und einfallsreichen Vergleich der Hauptstadtverlegungen von Moskau nach St. Petersburg und von Kioto nach Tokio auch ein überzeugendes *tertium comparationis* benennt – die Modernisierung des petrinschen Russlands und Meiji-Japans nach westlichem Vorbild. Doch stellt sich am Ende die Frage, was der Vergleich im Rahmen der Imperiumsgeschichte tatsächlich Neues hervorbringen konnte, was nicht genauso gut oder tiefgründiger isoliert im jeweils einzelnen Fall bereits geschrieben wurde. Liest man den Text jedoch als Plädoyer an die Forschung, sich beispielsweise mit dem Vergleich von Selbstzeugnissen von Zeitgenossen zu befassen, wie anlässlich des Hauptstadtwechsels Moskau / St. Petersburg und Kioto / Tokio „Modernisierung“ wahrgenommen wurde, so ist ein Mehrwert des Vergleichs – gerade mit Blick auf die von Renner beschriebene Wahrnehmung beider Länder, Nachzügler zu sein – leicht vorstellbar.

Das Thema des Beitrags von Aleksandr Lavrov – russische Gefangene im Osmanischen Reich, tatarische Gefangene im Moskauer Reich – erscheint von vornherein vielversprechend, insbesondere mit Blick auf die Verbindung von Vergleichs- und Verflechtungsgeschichte. Allein das Ausmaß der Versklavung russischer Untertanen an den südlichen Grenzen sowie ihre Bedeutung als Motiv für Russlands imperiale Expansion sind schwerlich zu überschätzen, von der Forschung hingegen noch wenig bearbeitet. Lavrov arbeitet heraus, dass es zum einen im russischen wie osmanischen System offensichtliche Ähnlichkeiten beim Umgang mit den Gefangenen der anderen Seite gab und dass es zum anderen zu Wechselwirkungen zwischen den beiden Imperien in der Behandlung der Gefangenen kam. Vieles wird hier allerdings nur kurz angesprochen, Thesen werden kaum untermauert. Dazu zählt auch jene, dass die Einstellung der osmanischen wie der russischen Regierung zu in Gefangenschaft geratenen Frauen sehr ähnlich war. Lavrovs Verdienst

ist es aber, ein überaus spannendes und bislang unterbeleuchtetes Thema benannt und angerissen zu haben, das noch viel Potential und gerade in der Wechselwirkung seiner Vergleichsobjekte Erkenntnisgewinn birgt.

Guido Hausmanns Ausführungen zu den angeblich gegenläufigen Begriffen des maritimen Reiches und des Landreiches stellen – anders als es die Einordnung in die Vergleichsrubrik des Bandes suggeriert – keinen wirklichen Vergleich dar. Dem Autor geht es um die „ideologischen bzw. politischen Konnotationen in der geografischen Kennzeichnung Russlands“, um „eine Vorbedingung für einen Vergleich“ (S. 493). Der Text lässt aber nicht nur darüber im Unklaren, welcher Vergleich gemeint sein könnte, sondern auch, ob es methodisch um eine Diskursanalyse von Vorstellungen von der Bedeutung der Meere für Russland im Wandel der Zeiten oder um eine politikgeschichtliche Analyse russischer Außenpolitik mit Blick auf den maritimen Aspekt geht. In jedem Fall verdeutlicht der Beitrag, dass maritime Ambitionen für Russland seit dem 18. Jahrhundert eine große Rolle spielten und das Imperium nicht auf seinen Kontinentalcharakter beschränkt betrachtet werden sollte. Spannendes Analysepotential birgt hier sicherlich die vom Autor nur am Rande geäußerte Vermutung, wonach maritime und kontinentale Ambitionen sowie Erfolge und Misserfolge miteinander im Zusammenhang stehen.

Insgesamt enthält der Band eine Fülle von Anregungen und Einblicken in die jüngere historische Imperiumsforschung zu Osteuropa, er wird jedoch in seiner Disparität nur als Festschrift zusammengehalten und hätte mit Blick auf Rechtschreib- und Computerfehler ein deutlich sorgfältigeres Lektorat verdient gehabt.

*Ricarda Vulpius, Berlin*

ERICH DONNERT: Russlands Ausgreifen nach Amerika. Ein Beitrag zur eurasisch-amerikanischen Entdeckungsgeschichte im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Frankfurt/Main [u. a.]: Peter Lang, 2009. 175 S., 7 Abb. ISBN: 978-3-631-58362-3.

In seinem neuen Buch liefert Erich Donnert einen konzisen chronologischen Überblick über die Geschichte der russischen Erkundungs- und Entdeckungsfahrten im 18. und beginnenden 19. Jahr-

hundert. Das Werk bietet interessante Einblicke in die Unterfangen derjenigen Forschungsreisen, die im russischen Auftrag – und geleitet von dem Geist der Aufklärung – die wenig erforschten ostsibirischen Territorien sowie die Gebiete von Russisch-Amerika zu erkunden und zu beschreiben suchten. Bewusst distanziert sich der Verfasser von den Ansätzen der nordamerikanischen und sowjetischen Forschungsliteratur, die vornehmlich die wirtschaftlichen Gesichtspunkte der Erkundungsexpeditionen unter die Lupe nimmt, und konzentriert sich bei seinen Schilderungen auf die kulturellen und wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte. Das in einer stilistisch ausgereiften Sprache verfasste Buch behandelt die Spanne von den Kamčatka-Expeditionen unter Vitus Bering (1681–1741) bis zu den Weltreisen von Ferdinand von Wrangell und Friedrich Benjamin von Lütke am Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die ersten, dem entdeckungsreichen 18. Jahrhundert gewidmeten Kapitel stellen nicht nur die einschlägigen Erkundungsfahrten in den russischen Norden vor, sondern bringen in gekonnter Kürze das komplizierte Gemisch von politisch-strategischen und wissenschaftlichen Interessen des Zarenreiches in Bezug auf Russisch-Amerika zum Vorschein. Russische Weltumsegelungen des 19. Jahrhunderts werden anschließend in personalisierter Darstellung zusammengefasst, wobei vor allem die Beiträge der Kapitäne und ihrer Naturforscher zu dem Gesamterfolg der Unternehmungen in den Vordergrund rücken. Immer wieder werden sachliche Erläuterungen des Verfassers durch amüsante Zitate aus den Werken der Reisenden unterbrochen, was dem Leser die Atmosphäre auf den Schiffen näherbringt und einige Einblicke in die Gedankenwelt tüchtiger, aber auch ehrgeiziger Gelehrter in jener Epoche erlaubt.

Da unter den herausragenden Figuren der russischen Entdeckungsgeschichte viele deutsche Namen auffallen, leistet das Buch somit auch einen weiteren Beitrag zu der Auseinandersetzung mit der seit dem 18. Jahrhundert etablierten Tradition der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. Diese erwuchs aus dem ursprünglichen Mangel an akademischem Nachwuchs im Zarenreich und der ausgeprägten Bereitschaft der russischen Regierung, talentierte ausländische Spezialisten aus allen Gebieten für sich zu verpflichten, um den sozialen, kulturellen, wissen-

schaftlichen und technischen Fortschritt im Lande zu beschleunigen. Im Vorwort gibt Erich Donnert an, „das vorstehende Thema ausgehend von der wissenschaftlich-menschlichen Grundhaltung der Aufklärung“ behandeln zu wollen, „die den Weg zu einem neuen Verständnis der Kulturen und Lebensgemeinschaften der Völker der Welt eröffnete.“ (S. 8) Wenn es darum geht, die Annäherung zwischen den russischen und westeuropäischen akademischen Kreisen vor dem Hintergrund der unbekannteren fernöstlichen Kulturen aufzuzeigen, so erreicht der Verfasser sein Ziel völlig. Authentisch vermittelt er auch das idealistische Prinzip damaliger Forscher, die „neue fremde“ Welt allseitig und vorurteilslos zu studieren, um „nicht allein das Naturreich mitsamt den Menschen und ihrer Kultur“ zu erfassen, sondern „ebenso, die Gründe für das Werden der verschiedenen Naturformen zu erforschen.“ (S. 10). Kaum eingegangen wird jedoch auf die konkreten Formen der Kontakte und Beziehungen der Europäer mit der indigenen Bevölkerung. Mentalitätsschwierigkeiten der Reisenden bei ihrer Wahrnehmung der ‚fremden‘ Kulturen und die Auswirkungen der exotischen Erfahrungen auf das eurozentrische Selbstverständnis bleiben bei der Betrachtung ethnographischer Expeditionsquellen beinahe stets ausgeklammert. So kommt die zweifellos bestehende Kontinuität der Methoden der Völkerbeschreibung bei den verschiedenen Naturforschern der beschriebenen Erkundungsreisen kaum zur Sprache. Dafür werden die kolonialistischen Einflüsse der größten russischen Handelsgesellschaft – der Russisch-Amerikanischen Kompanie (RAK) – auf die Organisation und Zielsetzung der Weltumsegelungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts erläutert, was zu einem Verständnis des breiten Spektrums an Hoffnungen, Erwartungen und Ängsten beiträgt, die Russland mit dem Ausgreifen nach Amerika verband.

Auf knappem Raum bearbeitet Erich Donnert einen sehr umfassenden Teil der eurasisch-amerikanischen Entdeckungsgeschichte. Leider fehlt ein Literaturverzeichnis, aber der Endnotenapparat macht deutlich, welches große Forschungspotenzial noch in allen Bereichen dieser Thematik steckt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Verfasser nicht alle Aspekte berücksichtigen konnte. Bei seiner Arbeit handelt es sich vielmehr um eine systematische Einführung in das

Thema, die viele Forschungsanregungen gibt, selbst jedoch nicht beansprucht, mehr als eine Überblicksstudie zu sein.

*Diana Ordubadi, Bonn*

Akty služilich zemlevladel'cev XV – načala XVII vekov. [Akten der Dienstgutbesitzer vom 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts]. Tom 4. Sost. Anton V. Antonov. Moskva: Drevlechranišče, 2008. 632 S. ISBN: 978-5-93646-123-1.

OLEG A. ŠVATČENKO *Votčinnoe zemlevladienie v Rossii v konce XVI veka* [Erblicher Grundbesitz in Russland gegen Ende des 16. Jahrhunderts]. Moskva: Institut Rossijskoj Istorii RAN, 2008. 191 S. ISBN: 978-5-8055-0198-3.

The 4th volume of „Akty sluzilykh zemlevladel'tsev“ concludes a publication which began in 1997, editing the remaining fragments that can qualify as private archives of the service nobility (*shuzhlie liudi*). As the editor explains, these documents offer a unique glimpse on the “life and habits of the privileged class.” In fact, most of the early archives (14th to 15th centuries) preserved in Russia are either official documents written within a narrow ruling circle (testaments and treaties of the princes, epistles from metropolitan and bishops), or monastic cartulars. Private archives as such (family documents, correspondence, diaries ...) are much more recent (17th and most of all 18th century). Thus the limited bunch of charters relating to service nobility and its domains in late medieval and early modern Muscovy are of considerable value. They do not represent the written heritage of noble families, but are copies of official documents granting a piece of land or a revenue to a noble servitor of the monarch, answering claims and demands, ordering a measuring and so on. Following the practices of Soviet and post-Soviet Russian historians, the texts have a partially modernized spelling and abbreviations are solved, which is a blessing for current reading, but handicaps linguists wishing to use these documents for historical studies of the Russian language and its orthography. Three indices complete the edition: chronological, personal and geographical.

The volume contains 548 documents, About 300 of them witness to the activity of the Palace of genealogical affairs (*Palata rodoslovnykh del*)

in the 1680s. All of them were already published in A. I. Iushko's *Akty XIII – XVII vv., predstavlennye v Razriadnyi prikaz predstaviteliami sluzhilykh familii posle otmeny mestnichestva*. Moskva 1898. However, the 4th volume of "Akty sluzhilykh zemlevladeltsev" is not a mere reprint, but provides us with improved editing: better copies of some documents have been found, more accurate datations are proposed, many place names are properly located, forgeries are discussed. A second group of some 90 documents have been originally compiled by Muscovite scribes in Novgorod during the 1570s and deposited in the archive of the Domains Chancery (*Pomestnyi prikaz*). Most of them were published in D. Ia. Samokvasov's *Arkhivnyi material*, t. 1, Moskva 1905. Nevertheless, the corpus is completed in the new edition and some errors or omissions are corrected. The 50 remaining documents were published much more recently by K. V. Baranov in issues number 5 (1999) and 7 (2001) of "Russkii diplomatarii." These charters were also part of the Domains Chancery or the Ranks Chancery (*Razriadnyi prikaz*) archives. As such, they complete very well the other materials.

Chronologically the charters range from the years 1390–1401 to 1647. The earliest period from Vasiliï 1st (1389–1425 = 2 documents) to Vasiliï III (1505–1533 = 87) witnesses a steady rise in the production or, more precisely, the conservation of acts, parallel to what we know in monastic archives, yet on a humbler scale. Dating from the reign of Ivan The Terrible (1533–1584) are 198 charters. What is interesting is that the rhythm of production is at its most rapid during the so-called "period of reforms" (1547–1564 = 66 documents), and during the terror period of the *oprichnina* regime (1565–1572 = 72) when Ivan reallots domains between his noblemen. It is also to be noted that charter number 470, although issued on January 17th, 1547, that is the day after Ivan was crowned tsar, is still written in the name of grand-prince (*kniaz' velikii*) Ivan Vasil'evich. The editor gives us 76 documents from the reign of Fedor (1584–1598), son and successor of Ivan, who seems to have carefully tended to the needs of his noblemen. But the most frantic producer is, understandably, tsar Vasiliï Shuiskii (1606–1610 = 47 charters), whose authority, never recognized nationwide, depended upon the support of the service nobility.

25 charters date from the interregnum (1610–1613) and only 28 from Mikhail Romanov's reign (1613–1645). The limit of these calculations is we do not know when and for what reason the collection of documents ends.

The same can be said regarding the prosopography of noble clans, although the charters are classified according to family names (with an appendix of 47 texts simply put in chronological order). Only a few names conjure more than ten documents: 18 for the Verderevskie, 15 for the Sunbulovy, 13 for the Kobiakovy, 12 for the Nazimovy, 11 for the Bezobrazovy and the Karaymyshevy. This bears no relation to the rank of the family, as more famous names produce a lesser quantity of texts: 1 for the Godunovy, 3 for the princely Golitsyn family, for example. This apparently random sample leaves the reader with a slight sense of frustration and perplexity. We can certainly use this material as sources for the administrative treatment of Russian service nobility, but they give us only tiny pieces of the puzzle if we try to understand local history or to study any given family.

O.A. Shvatchenko's book, on the contrary, is an attempt to write a concise history of the landowning class during the 1572–1604 period. The question behind this project is: did the *oprichnina* period dramatically change the pattern of land ownership (*zemlevladienie*) and its distribution among the Russian nobility? To answer it, Shvatchenko tries to use every remaining Muscovite cadastral survey (the so-called *pistosoye knigi*) and the documents from the Chanceries (*prikazy*) compiled between the 1550s and 1624–1627. His study, divided into four chapters, is sharp and stimulating. Chapter one draws a general picture of the Russian territory in the years 1572–1604 in order to assess how much of the land was in the hands of nobility, under the two possible forms of ownership, that is the hereditary property (*votchina*) and the land-for-service grant, or conditional landholding (*pomestie*). Then he goes down the social ladder, examining first the "Titled families" (*titulovannye familii*) and the "Old Muscovite families" (*staromoskovskie*) whose members have access to the Boiar Council, and, finally, the other families incorporated into the Muscovite Court. In the appendix, a list of names locates the possessions of each family and a geographical list shows the

families possessing land in each district (*uezd*). Shvantchenko's conclusion is that Russian nobility as a whole was, indeed, strongly affected by the *oprichnina* terror and lost a lot of land (no less than a third of its possessions) to the monasteries in the 1560–1570s. Yet it remained fundamentally a landowning class. The old system of hereditary property did not disappear, and remained strong and very stable around Moscow and in Central Muscovy. One can count 1307 big villages in the hands of Boiars and Courtiers after the *oprichnina* period. The total is almost the same – 1291, in 1714, when Peter the Great issues his decree on majorat to prevent the dispersion of noble ownership. On the contrary, provincial nobility, especially in the Novgorod, Pskov and Smolensk western regions, was essentially living on the *pomestie* system.

*Pierre Gonneau, Paris-Sorbonne*

ALEKSANDR IVANOVIČ KUPRIJANOV: Gorodskaja kul'tura ruskoj provincii. Konec XVIII – pervaja polovina XIX veka [Die städtische Kultur der russischen Provinz vom Ausgang des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts]. Moskva: Novyj Chronograf, 2007. 476 S., Abb. ISBN: 978-5-94881-018-8.

In seiner Studie zur kulturellen Entwicklung der russischen Provinzstädte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wendet sich Aleksandr Kuprijanov gegen die beiden von ihm verzeichneten Haupttrends der russischen Stadtgeschichte, nämlich die Konzentration auf die beiden Hauptstädte und anschließende unzulässige Verallgemeinerungen einerseits, und die Darstellung der Provinz als grundsätzlich von den Metropolen abzugrenztes, wesensverschiedenes Untersuchungsobjekt andererseits. Um eine hinreichend breite, zugleich noch von einem einzelnen Forscher beherrschbare empirische Grundlage zu gewinnen, wählt der Autor selbst einen „interregionalen Ansatz“ mit zwei Regionen, einer zentralen (den Gouvernements Moskau und Tver<sup>7</sup>) sowie einer westsibirischen (den Gouvernements Tobol'sk und Tomsk). So gewinnt er ein Sample an Provinzstädten, die sich nicht nur nach ihrer geographischen, klimatischen und ökonomischen Lage voneinander unterscheiden, sondern auch nach ihrem Status in der administrativen Hierarchie und ihrer Geschichte (mittelalterliche Stadtgrün-

dung versus jüngst zu Stadtrang erhobene Siedlungen).

Der stadtregionale Ansatz bietet sich in der Tat für die Kuprijanov interessierende soziokulturelle Modernisierungsphase an, die sich über etwa drei Generationen innerhalb des „langen russischen 18. Jahrhunderts“ erstreckte, nämlich von den Katharinäischen Reformen bis zur Neuregelung der Munizipalstatuten in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt stehen also nicht die Stadtbiographien der einzelnen Orte, sondern längerfristige Entwicklungstrends, wie sie sich im Vergleich der Städte des Samples nachzeichnen lassen. Dies tut Kuprijanov in vier großen Kapiteln über das „kulturelle Milieu der russischen Stadt“, die „Kultur des Politischen“, „Mode und Macht“ sowie über „Gefühle und Vorstellungen der russischen Städter“.

Diese Schwerpunktsetzung in einem dezidiert mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Bereich lässt aufhorchen. Zunächst folgt jedoch auch Kuprijanov dem in der Russlandhistoriographie geläufigen Interpretationsschema der von der Zentrale betriebenen und nach unten gegen Widerstände durchgesetzten Reformen, die er etwa am Beispiel der Einführung des staatlichen Schulwesens vorführt. Diese Reformanstrengungen stießen in den Provinzstädten nicht nur auf die Ablehnung des dort noch stark verwurzelten *raskol*, der sich westlichen und damit ‚fremden‘ Einflüssen widersetzte und die an westeuropäischen Modellen geschulten Lehrer in der provinztädtischen Gesellschaft isolierte, sondern auch auf eine konservative Kaufmanns- und Handwerker-schaft, die nicht einsah, warum sie ihre Söhne mit „unnützem“ Buchwissen ausstatten sollte, und die Schulbildung für die Töchter zu Anfang völlig ablehnte. Kuprijanov legt jedoch in sehr überzeugender Weise dar, dass Modernisierungsprozesse wie diese nicht immer proportional zu Nähe und Einfluss der Metropolen verliefen. Zwar waren in der Regel die Gouvernementsstädte hinsichtlich der Entwicklung ihrer kulturellen Institutionen (Bibliotheken, Theater, Schulen usw.) den untergeordneten Städten gegenüber privilegiert. Gelegentlich waren die Regionalzentren jedoch durch ihre staatlichen Aufgaben als Verwaltungssitze und Garnisonsstädte so sehr in Anspruch genommen, dass sie in ihrer kulturellen Infrastruktur ins Hintertreffen gerieten, wie Kuprijanov am Beispiel der westsibirischen Stadt



Ostaškov im Vergleich zu der dieser übergeordneten Gouvernementsstadt Omsk zeigt. Insgesamt hingen Geschwindigkeit und Grad der Modernisierung nicht von Alter und Prestige der jeweiligen Stadt ab, als vielmehr von ihrer Einwohnerzahl, geographischen Lage, ökonomischen Infrastruktur sowie ihren soziokulturellen Traditionen. Selbst die nach 1825 nach Sibirien verbannten Dekabristen konnten eine der kulturellen Entwicklung förderliche Wirkung entfalten, die andernorts vielleicht ausblieb.

Sicher überrascht der Textumfang, den Kuprijanov allein der Entwicklung der provinztädtischen Moden widmet. Er arbeitet jedoch überzeugend heraus, wie die Art sich zu kleiden als die städtisch-ständische Gesellschaft strukturierender, das Verhältnis von Metropole und Provinz kennzeichnender und den jeweiligen Modernisierungsgrad anzeigender Indikator interpretiert werden kann. Der Autor zeigt, wie auf dem Wege von einer seit den Petrinischen Reformen europäisierten höfischen Kultur zu einer gesamt-nationalen russischen Kultur westeuropäische Modelle nicht einfach als ‚gesunkenes Kulturgut‘ in die Provinz gelangten, sondern dort in vielfacher Weise adaptiert und umgewandelt wurden. Die zentrale Regierung als wichtigster Modernisierungsakteur war primär daran interessiert, die Provinz in die Lage zu versetzen, sich selbst zu verwalten und den zentralstaatlichen Ansprüchen zu genügen. Am Ende standen jedoch die Anfänge einer nach politischer Emanzipation strebenden Stadtbürgerschaft, die in einer Lage zwischen sozialer und religiöser Traditionsverhaftung und staatlichen und ökonomischen Modernisierungszwängen, zwischen Arbeit, Familie, Kirche und städtischer Öffentlichkeit eine neue Positionsbestimmung vornehmen musste.

Fazit: Es ist hier eine facettenreiche, auf eine breit gestreute Quellengrundlage von Egodokumenten bis zu Verwaltungsakten gestützte, gut reflektierte Arbeit anzuzeigen, die viele ihrer theoretisch-methodischen Anregungen nicht zuletzt der französischen Mentalitätsgeschichte verdankt, die einen frischen Blick auf die russische Stadtgeschichte eröffnet und die ihrerseits gewiss Vorbild für ähnlich gelagerte Studien sein wird.

*Andreas R. Hofmann, Leipzig*

SARAH ABREVAYA STEIN: *Making Jews Modern. The Yiddish and Ladino Press in the Russian and*

*Ottoman Empires.* Bloomington, Indianapolis, IN: Indiana University Press, 2004. XV, 311 S., Abb. ISBN: 978-0-253-34304-8.

In der zum Druck aufbereiteten Dissertation stellt sich die Autorin die Aufgabe, die Erfahrungen russländischer und osmanischer Juden mit der Moderne zu vergleichen. Zu diesem Zweck soll die Entstehung des säkularen Pressewesens auf Jiddisch und Ladino untersucht werden (S. 4), da laut Stein in den Printmedien Leser und Journalisten der beiden jüdischen Diaspora-Sprachen einen Diskurs darüber führten, was es bedeutete, modern und jüdisch zu sein. Dieser Anspruch ist allerdings insofern problematisch, als Steins Untersuchung nur auf dem Vergleich von zwei Zeitungen (und ihren Beilagen) basiert. Dementsprechend ist auch der Untertitel des Buches in gewisser Weise irreführend, wenn generell von „The Yiddish and Ladino Press in the Russian and Ottoman Empires“ die Rede ist.

Untersucht werden die beiden ersten Tageszeitungen auf Ladino und Jiddisch: „El tiempo“ (1872–1930) sowie „Der fraynd“ (1903–1913). Es stellt sich dabei jedoch die Frage, inwieweit diese beiden Tageszeitungen wirklich vergleichbar sind, liegt doch allein schon deren Entstehung um mehr als 30 Jahre auseinander. Darüber hinaus diskutierten russländische Juden die mannigfachen Aspekte der Aufklärung und Moderne schon seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in zahlreichen Wochenzeitungen auf Jiddisch, Hebräisch, Russisch und Polnisch und nicht erst, als „Der fraynd“ Anfang des 20. Jahrhunderts erschien. Freilich beschränkte sich dieser Diskurs im Gegensatz zu Steins Untersuchungsgegenstand lediglich auf einen äußerst kleinen Kreis von Intellektuellen, hatten doch alle diese Blätter nur eine Auflage von wenigen Tausend. Demgegenüber konnte „Der fraynd“ in seiner Hochphase um 1905, also während der ersten russischen Revolution, auf die enorme Abonnentenzahl von 90.000 bis 100.000 blicken, wobei die Leserschaft natürlicherweise noch deutlich größer war, wenn man die mehrfache Nutzung eines Exemplars bedenkt. Laut Stein würden allein konservative Schätzungen den Leserkreis auf nicht weniger als 450.000 Juden des Zarenreichs taxieren, übrigens nicht alles Leser im wortwörtlichen Sinne, da die Zeitung auch in der Öffentlichkeit vorgelesen wurde, so dass selbst Anal-

phabeten in den Genuss von aktuellen Nachrichten kamen.

Erstaunlich mag der Umstand klingen, dass „Der fraynd“ auf der einen Seite als Verfechter des Jiddischen auftrat, auf der anderen Seite aber auch von Beginn an eine moderate zionistische Haltung einnahm. Um die Jahrhundertwende war es allerdings keineswegs ungewöhnlich, dass Zionisten den Gebrauch des Hebräischen *und* des Jiddischen propagierten, konnten doch durchaus beide Sprachen als Ausdruck des Nationaljudentums verstanden werden.

Im Zuge der Revolution von 1905 sollte „Der fraynd“ seine Haltung maßgeblich ändern. Als die Zeitung auf Grund einer kritischen Berichterstattung ins Visier der Behörden geriet und die Schließung des Organs wie auch die Verhaftung der Herausgeber drohte, wurde „Der fraynd“ kurzerhand in „Dos leben“ umbenannt. Zwar wurden viele Merkmale des Vorgängerblatts übernommen, allerdings änderte sich die politische Grundhaltung der Zeitung. Zu der bislang kritischen Haltung gegenüber der russischen Obrigkeit kam nun auch eine ebensolche gegenüber den Repräsentanten des Zionismus hinzu. Dass sich „Der fraynd“ einer derartigen Transformation von einem in Russland wurzelnden Zionismus zu einem sozialistisch orientierten Radikalismus unterziehen konnte, macht, nach Steins Meinung, deutlich, wie elastisch die Politik des russländischen Judentums im frühen 20. Jahrhundert war. Dabei zeige der abrupte Bruch mit der früheren Linie, wie fein und durchlässig die Grenzen waren, die Zionismus, Russophilie und Bundismus von einander trennten.

Während „Der fraynd“ gerade in seinen Anfängen als Verfechter eines jüdischen Nationalismus auftrat, verurteilten die Herausgeber des „El tiempo“ den Nationalismus bzw. Irredentismus im Allgemeinen und den Zionismus im Besonderen, da dieser in ihren Augen den propagierten Weg der Akkulturation und Osmanisierung der Juden gefährdete. Es sollte aber nochmals daran erinnert werden, dass zwischen der Entstehung des ladinosprachigen und der des jiddischsprachigen Organs 30 Jahre lagen, drei Jahrzehnte, in denen die Entwicklung des modernen Nationalismus innerhalb des Judentums einen bedeutenden Fortschritt machte. Insofern bleibt die Frage, inwiefern diese beiden Tageszeitungen in jüdischen Sprachen wirklich vergleichbar sind. Meines Er-

achtens hätte eine jiddischsprachige Tageszeitung, die 1872 im Russländischen Reich gegründet worden wäre, wohl eine durchaus ähnliche Grundhaltung an den Tag gelegt, wie es „El tiempo“ tat.

Besonders einflussreich war laut Stein „El Tiempo“ bei der Formulierung einer gegen Ladino gerichteten Agenda. In einer von der westlichen Aufklärung beeinflussten linguistischen Hierarchie standen die europäischen Sprachen, in diesem Fall vor allem das Französische, an der Spitze. Türkisch und andere Regionalsprachen wurden zwar verteidigt, aber kaum verwendet. Das Hebräische als Heilige Sprache nahm eine privilegierte, aber auch isolierte Stellung ein, da ihm als Alltagssprache keine Bedeutung zukam. Am unteren Ende der Sprachenränge stand Ladino, das, so Stein, von nahezu der gesamten Ladino-Presse im Osmanischen Reich als rückständig bzw. nutzlos angesehen wurde und dementsprechend auch bekämpft wurde. Dem Vorwurf der Nutzlosigkeit ist allerdings insofern zu widersprechen, als es Ladino ermöglichte, mit der Mehrheit der sephardischen Juden im Osmanischen Reich zu kommunizieren und ihnen aufklärerische Ideen und Moderne näher zu bringen.

Dementsprechend war es keineswegs ungewöhnlich, dass „El tiempo“ seit Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf Ladino einen energischen Kampf für die Verbreitung des Türkischen unter den osmanischen Juden führte, war doch der Erwerb von Türkischkenntnissen eine Notwendigkeit für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg. Darüber hinaus stand der Kampf für die Verbreitung des Türkischen im Einklang mit der Istanbuler Politik der Nationalisierung des Imperiums. Wer sich für die Reichssprache einsetzte, demonstrierte seine Loyalität zum Imperium und zur Dynastie, was sich, so der Gedankengang, auf die rechtliche und gesellschaftliche Situation einer Minderheit nur positiv auswirken konnte. Dies war eine Form von Modernisierung, die nicht zuletzt politischem Kalkül geschuldet war. Daneben wurden aber von Beginn an in den Spalten des „El tiempo“ die Schulen der *Alliance Israélite Universelle* für die Verwendung des Französischen als Unterrichtssprache gepriesen, da es sich um eine Kultursprache handelte. Tatsächlich gab es aber auch, wie Stein anmerkt, einen materiellen Grund. In den Augen eines Teils des osmanischen Juden, gerade

der in Istanbul ansässigen, versprach die Aneignung des Französischen auch soziale und ökonomische Aufstiegsmöglichkeiten, schien es doch den Verkehr mit westeuropäischen Metropolen zu erleichtern. Daher unterstützte gerade „El tiempo“ vehement die Verbreitung der französischen Sprache, was auch in der Praxis unterstrichen wurde. Ebenso wie viele andere Ladino-Zeitungen bediente sich „El tiempo“ eines französisierten Ladino und schuf damit (unbeabsichtigt) um die Jahrhundertwende (S. 69) auch eine neue Art der Ladino-Kultur.

Besonders deutlich zeigen sich die Modernisierungsabsichten in drei Beilagen von „El tiempo“, die zwischen 1877 und 1889 von David Fresco herausgegeben wurden und nahezu ausschließlich übersetzte Artikel aus dem Englischen und Französischen beinhalten. Mit Hilfe dieser Artikel, die darauf abzielten, die Leser über die neuesten Trends der Hygiene, Kindererziehung, Ernährung sowie über die Natur- und Humanwissenschaften zu informieren, sollten die osmanischen Juden nach dem Vorbild des französisch-jüdischen Bürgertums erzogen bzw. zivilisiert werden, um sie ökonomisch konkurrenzfähig zu machen und ihre Akzeptanz als Bürger des Imperiums zu erhöhen. Es ging also um nichts anderes als um einen Kulturtransfer, der, wie die einschlägige neuere Forschung zu diesem theoretischen Ansatz betont, nicht so sehr vom Wunsch nach einem Export, sondern vielmehr durch das Bedürfnis nach einem Import kultureller Güter gesteuert wurde. Obwohl Stein mit der Theorie des Kulturtransfers nicht vertraut zu sein scheint, erfasst sie doch mit ungewöhnlich scharfem Blick die ganze Problematik. Sie betont nicht nur die Tendenz der kulturellen Hegemonialisierung, die dem Projekt der Verwestlichung des osmanischen Judentums durch edukative Periodika immanent war, sondern auch, dass die Rezeption fremder kultureller Güter den eigenen Bedürfnissen angepasst wurde: „Ladino periodicals helped to shape a modern Ottoman Jewish culture that *borrowed* from regional, trans-national, extra-national, Jewish and non-Jewish models but also *transformed* them, creating, in the process, a culture – and a form of modernity – unique in texture and substance.“ (S. 125)

Interessant ist, dass sich diese Zeitschriften insbesondere an Frauen richteten, die als die geeigneteren kulturellen Mittler wahrgenommen

wurden. Dies dürfte vor allem daran gelegen haben, dass das Ziel der Verbürgerlichung gerade im Kontext der Familie verwirklicht werden sollte. Wenn es um Hygiene, die Erziehung und Bildung der Kinder, eine gesunde Ernährung, eine moderne Küche usw. ging, so waren jüdische Frauen zweifellos die besseren Ansprechpartner. Facettenreich beschreibt Stein die verschiedenen Bereiche, in denen die behandelten Ladino-Beilagen von „El tiempo“ Informationen, Wissen und Bildung zu vermitteln versuchten, was zumindest partiell auf eine Verwestlichung des osmanischen Judentums abzielte. Problematisch ist jedoch, dass sie dabei die Rezeptionsgeschichte dieser Blätter weitgehend ausblendet. Es wäre äußerst interessant zu erfahren, wie die Adressaten des Kulturtransfersversuchs reagierten. Fraglich bleibt natürlich, inwieweit tatsächlich Quellen vorhanden sind, die diesen Aspekt beleuchten können.

Als „Der fraynd“ und „El tiempo“ ihr Erscheinen einstellten, waren beide Blätter von Freund wie von Feind als Pioniere der jüdischen Populärpresse anerkannt. Beide hatten bewiesen, dass eine Tageszeitung in einer jüdischen Volkssprache erfolgreich, professionell und einflussreich sein konnte. Gegen Ende der Zwischenkriegszeit war die Transformation des jiddisch- und ladinosprachigen Pressewesens abgeschlossen. Mehr als 300 Periodika in Ladino wurden nun in der Türkei und auf dem Balkan publiziert, während es mehr als tausend jiddischsprachige Zeitungen gab. Allerdings waren diese Blätter deutlich verschieden von ihren Vorläufern. Nunmehr stand vor allem die Leserschaft einer bestimmten Stadt im Vordergrund (was nicht bedeuten musste, dass der Leserkreis tatsächlich geographisch so begrenzt war). Insofern beschränkte sich die Berichterstattung, die vor allem sensationsheischender Art war, in erster Linie auf den örtlichen und regionalen Kontext. Zudem waren die Zeitungen in jüdischen Volkssprachen auf unterschiedliche soziale Gruppen zugeschnitten. Während also die ersten Periodika in jüdischen Volkssprachen wie „Der fraynd“ und „El tiempo“ eher universal ausgerichtet waren, nahm das Pressewesen in Jiddisch und Ladino in den folgenden Jahrzehnten einen immer spezialisierteren Charakter an. Die zunehmende Heterogenität in der jüdischen Gesellschaft schlug sich dementsprechend auch im Pressewesen nieder, was aber letztlich dessen Bedeutung nur umso mehr unterstrich: „[T]hat the

Yiddish and Ladino press had fragmented along geographic, political, aesthetic, and class lines, was a sign of its cultural vivacity and popular influence.“ (S. 207)

Abgesehen von den erwähnten Schwächen leistet Steins Monographie einen wichtigen Beitrag bei der Erforschung der Modernisierung von russländischem und osmanischem Judentum. Besonders hervorzuheben ist, dass in den Kapiteln, die sich mit Karikaturen/Photographien und Werbung beschäftigen, zahlreiche Abbildungen aus den beiden Zeitungen enthalten sind, die keinesfalls nur als reine Illustration dienen, sondern die Darstellung ergänzen und zweifellos noch nachvollziehbarer machen.

*Tobias Grill, München*

Universitet i gorod v Rossii (načalo XX veka) [Universität und Stadt in Russland (Anfang des 20. Jahrhunderts)]. Pod redakciej Trude Maurer i Aleksandra Dmitrieva. Moskva: Novoe Literaturnoe obozrenie, 2009. 778 S., Tab., Graph. ISBN: 978-5-86793-714-0.

Von den vielen Forschungsfeldern, um die sich die russische Geschichtswissenschaft in jüngster Zeit erweitert hat, entwickelt sich eines besonders schnell. Es kann als „neue russische Universitätsgeschichte“ bezeichnet werden, oder auch als die „endgültige Geburt der Universitätsgeschichte auf russischem Boden“. Das kommt daher, dass man seit kurzem Ansätze und Methoden auf russische Quellen anwendet, die bereits seit 30 bis 40 Jahren für die Forschung zu den Universitäten in West- und Zentraleuropa verwendet werden. Als wesentliche Veränderung des herrschenden Paradigmas ist seit Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Schwerpunktverlagerung von so genannten „Jubiläumsgeschichten“, also pompösen Narrativen anlässlich des Geburtstags einer Universität, hin zu allgemeinen Werken über das System der russischen Universitäten mit Schwerpunkt auf Institutions-, Kultur- und Sozialgeschichte zu beobachten. Auch ein vergleichender Kontext ist für dieses neue Paradigma kennzeichnend – die russischen Universitäten werden mittlerweile nicht mehr als isoliert und sich selbst genügend angesehen, sondern als Teil des breiteren Universitätsraumes Zentral- und Osteuropas mit engen Verbindungen und parallelen Entwicklungen untereinander. Zu-

dem wird nun die deutsch-russische Wechselseitigkeit in der Universitätsgeschichte in größerem Umfang erforscht, wobei die Untersuchungen der deutschen Universitätskonzeptionen und -erfahrungen dabei helfen, die russischen ‚Abweichungen‘ besser zu verstehen und zu erklären.

Auch der unter der Redaktion von Trude Maurer und Aleksandr Dmitriev herausgegebene Sammelband „Universität und Stadt in Russland (zu Beginn des 20. Jahrhunderts)“ folgt ganz diesen neuen Tendenzen in der aktuellen russischen Universitätsgeschichtsforschung. Trude Maurer setzt damit die Reihe von Publikationen fort, die in dem von ihr geleiteten Forschungsprojekt über russische und deutsche Universitäten im Ersten Weltkrieg entstanden sind (siehe: Kollegen – Kommilitonen – Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2006). Im neuen Band wird ein erweiterter Zeitraum untersucht, nämlich unter Einbeziehung der dem Krieg unmittelbar vorausgehenden Ereignisse. Dabei werden die Hauptprobleme der Universitätsentwicklung in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet. Dieser Zeitraum verdient umso mehr Aufmerksamkeit, als hier in mancher Hinsicht noch Vorurteile aus der sowjetischen Geschichtsschreibung vorherrschen, welche die Universitäten jener Zeit nur als Stätten der revolutionären Studentenbewegung oder als Standorte der wissenschaftlichen Tätigkeit einzelner prominenter russischer Gelehrter beachtete. Deshalb wurde es zu einer der Hauptaufgaben dieses Bandes, das Universitätsleben im Russischen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus neuer Perspektive zu betrachten, es vielfältiger als früher darzustellen und nicht nur seine Bedeutung für die revolutionäre Bewegung zu illustrieren, sondern auch seine schöpferischen und sozialen Funktionen herauszustellen.

Die Wechselwirkungen zwischen der Universität und ihrer städtischen Umgebung liefern dafür eine gute Basis. In der Tat entwickelten sich die Beziehungen zwischen den Universitäten und den russischen Städten nach den großen Reformen der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit der Einführung zivilgesellschaftlicher Elemente auf verschiedene Weise. Die Universitätsmitglieder etwa nahmen in bedeutendem Umfang an der kommunalen Selbstverwaltung teil, und die soziale und kulturelle Infrastruktur der Städte wurde stark von den Universitäten beeinflusst. Auch

die Universitäten selbst waren von den Leistungen der Städte, die über die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Studenten und Professoren bestimmten, abhängig. Eine positive Rückwirkung der Universitäten auf die Städte war der Statusgewinn für die letzteren, rangierten doch die Universitätsstädte in Russland gleich hinter den Hauptstädten, was dazu führte, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Konkurrenzkampf entstand, in welchen Städten neue Universitäten gegründet werden sollten. Doch wie die Autoren des Sammelbandes gut erklären, existierte ein auch für das Russische Reich höchst charakteristisches Spannungsfeld in dem Kräftereick „Universität – Stadt – Zentralregierung“, das zu vielen Konflikten und Konfrontationen führte.

Alle genannten Probleme wurden bis jetzt von der russischen Geschichtswissenschaft noch nicht bearbeitet. Eine besondere Neuheit stellt der komparative Ansatz, den Maurer in ihrem Einführungartikel eingehend erläutert, dar: Untersucht werden die Rolle der Universität für die Entwicklung der Stadt, die räumliche Lage der Universität innerhalb der Stadt, der quantitative Anteil der Universitätsmitglieder an der Stadtbevölkerung und deren soziale Zusammensetzung, die ökonomische Bedeutung der Universität für den Stadthaushalt, die Stellung der Professoren und Studenten im öffentlichen Leben der Stadt, die Beteiligung der letzteren am kommunalen politischen Leben usw. Gab es Gemeinsamkeiten bzw. Wechselwirkungen zwischen Stadtbewohnern und Universitätsangehörigen, inwieweit war das Universitätsleben von dem in der Stadt abgeordnet, oder hatte es umgekehrt Auswirkungen auf die Entwicklung der Stadt? Während für die Universitäten in Deutschland viele dieser Fragen schon beantwortet worden sind, stellen sie in Bezug auf die russischen Universitäten nach wie vor eine Herausforderung für die Wissenschaft dar.

An deren Lösung versuchen sich die Aufsätze russischer Historiker im vorliegenden Sammelband. Größtenteils sind sie der Beschreibung einzelner Universitäten in ihrem jeweiligen städtischen Milieu gewidmet. Von insgesamt neun Universitäten im Russischen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden vier – zwei hauptstädtische (St. Petersburg und Moskau) und zwei aus den Randgebieten (Dorpat und Kazan') – ausgewählt. Diese Auswahl mit der zu jener Zeit noch immer als „Tor nach Europa“ geltenden Univer-

sität in Dorpat und der als „Tor nach Asien“ angesehenen Universität Kazan' kann man als repräsentativ ansehen.

Für zwei der Aufsätze, nämlich die von E. A. Rostovcev und D. A. Cygankov, steht die große politische Bedeutung der Universitäten von St. Petersburg und Moskau für ihre jeweilige Stadt im Mittelpunkt: Mit Hilfe neu entdeckter Quellen beleuchten die Autoren wichtige Themen wie das Verhältnis von Universität und Stadtduma oder die Universitäten als Zentren liberalen Denkens, welche die Entstehung zivilgesellschaftlicher Institutionen ermöglichten. S. Tamul und I. Giljasov äußern sich in ihren Aufsätzen über die Universitäten in Dorpat und Kazan' vorwiegend zu sozialgeschichtlichen Fragen und gehen ausführlich auf die Thematik der nationalen Minderheiten an den Universitäten ein, darunter auf das Problem der (ethnisch) fremden Umgebung und der daraus folgenden Politik der „Russifizierung“. Von dieser Linie scheint der Aufsatz von A. Dmitriev etwas abzuweichen; der Autor legt einen Grundriss der Regierungspolitik in der „Universitätsfrage“ und über die Versuche zur Reform der Universitäten im Zeitraum von 1905 bis 1917 vor. Leider findet das komparative Paradigma, das von T. Maurer so überzeugend vorgestellt wurde, nur in dem von ihr selbst geschriebenen Aufsatz über die Dorpater und Straßburger Universitäten Anwendung, während in anderen Artikeln diese Perspektive vollständig fehlt. So sucht man zum Beispiel vergeblich nach einem Vergleich der hauptstädtischen Universitäten im Russischen Reich mit der Universität Berlin. Dennoch ist das neue, vielfältige und umfangreiche Material des Sammelbandes von großem Wert für die Forschung zur russischen Universitätsgeschichte und ein Ausgangspunkt für weiterführende Analysen.

*Andrej Andreev, Moskau*

KONSTANTIN I. MOGILEVSKIJ: Stolypinskie reformy i mestnaja élita. Sovet po delam mestnogo chozjajstva (1908–1910) [Die Stolypinschen Reformen und die lokale Elite. Der Rat für lokale Wirtschaftsangelegenheiten]. Moskva: Rosspsën, 2008. 327 S. ISBN: 978-5-8243-1030-6.

Mogilevskij, Direktor des Fonds zur Erforschung des Vermächtnisses P. A. Stolypins, formuliert in seiner Monographie die These, dass, ausgehend

vom Imperativ, Staat und Gesellschaft modernisieren, zwei Innenminister, V. K. fon Pleve von 1902 bis 1904 und P. A. Stolypin in den Jahren von 1906 bis 1911 ein nahezu identisches Reformkonzept verfolgt hätten. Der Autor argumentiert, dass der grundbesitzende Adel sich als soziale Stütze des Ancien régime betrachtet habe, ohne aber gegenüber dem Staat Verantwortung zu übernehmen. Vielmehr habe er mit seinem Anspruchsdenken eine grundlegende, Rationalität und Leistungsdenken Rechnung tragende Verwaltungsreform verhindert, weil er sich zwar wohl oder übel in den ökonomischen Prozess seiner „Verarmung“ gefügt habe, um so mehr aber darauf bedacht gewesen sei, seine letzte Machtressource zu verteidigen: die lokale Herrschaft in den Provinzen des Reichs. In den Reformkonzepten des Staates zu Beginn des 20. Jahrhunderts, insbesondere aber nach der Revolution von 1905, habe aber die traditionelle adlige Dienstklasse keine Rolle mehr gespielt, was den Adel in seiner Selbstwahrnehmung um so mehr getroffen habe (S. 3f).

Zentrales Gremium des Reformgedankens war der unter Pleve Ende März 1904 ins Leben gerufene „Rat für lokale Wirtschaftsangelegenheiten“ (S. 25ff). Nachdem Stolypin im Sommer 1906 den Vorsitz im Ministerrat übernommen hatte, belebte er dieses Gremium wieder. Kernstück seiner Überlegungen war, das gesellschaftliche Vertrauen in die Regierung zu stärken, u. a. auch durch die Einbindung bedeutender gesellschaftlicher Repräsentanten in die Regierung. Durch das Vyborger Manifest fielen die Konstitutionellen Demokraten als potentieller Partner aus, so dass Stolypin im politischen Spektrum weiter rechts nach Unterstützung suchte. Nach der Auflösung der II. Staatsduma am 3. Juni 1907 intensivierte Stolypin seine Bemühungen, im Wesentlichen den Adel als Träger der Zemstva als Kooperationspartner zu gewinnen, um so die innenpolitischen Verhältnisse zu konsolidieren.

Stolypins Beziehungen zum Adel waren im Frühjahr 1907 wegen seiner Agrargesetzgebung keineswegs gut (S. 45f). Deshalb suchte er aus politischem Kalkül die Nähe zu einflussreichen Teilen des gutsbesitzenden Adels, hofierte ihn, unterstrich die Bedeutung des „Rats für lokale Wirtschaftsangelegenheiten“, versuchte den gewählten Delegierten, den Eindruck zu vermitteln, sie gestalteten dort Politik, und schmeichelte ih-

nen zugleich mit der Würde des Amtes, indem er das Gremium als „Vorparlament“ (*preddum'e*) bezeichnete (S. 4, 300). Offen bleibt, warum Stolypin mit seinem Schachzug die III. Staatsduma mit ihrer oktobristischen Mehrheitsfraktion desavouierte, nicht mit ihr oder ihren Ausschüssen die Fragen lokaler Verwaltungsreformen diskutierte. Mogilevskij bleibt die Antwort, selbst Plausibilitätsannahmen schuldig (vgl. S. 289f).

Bei dem Rat für lokale Wirtschaftsangelegenheiten handelte es sich nicht um eine ständische Institution, sondern um eine beratende Körperschaft, in die nach keinem vorher festgelegten Schema die Zemstva 35, die Städte – darunter Moskau, Odessa, Char'kov, Ekaterinburg, Kiev, Nižnij Novgorod, Saratov sowie die Kreisstädte wie Elec – insgesamt zwölf Delegierte entsandten. Nach politischer Orientierung befanden sich unter den 35 Delegierten der Zemstva ein Kadett, zwei Progressisten, zwölf Oktobristen, drei gemäßigte Rechte und 17 Stockkonservative bzw. „Anhänger des Bundes des Russischen Volks“ (S. 57), so etwa für das Kreiszemstvo Bessarabiens der Sohn des Dumaabgeordneten V. M. Puriškevič, für das Gouvernementszemstvo von Tula A. P. Urusov oder der Kursker Gouvernementsadelsmarschall Graf V. F. Dorrer. Sie trafen im Rat auf 22 Spitzenbeamte des Innenministeriums, darunter die stellvertretenden Innenminister S. E. Kryžanovskij und A. I. Lykošin, die in der Regel den Rat präsidierten, der Chef der Hauptverwaltung für lokale Wirtschaftsangelegenheiten und frühere Char'kover Gouverneur S. N. Gerbel' sowie Stolypins rechte Hand und Redakteur der regierungsnahen Zeitung „Rossija“ I. Ja. Gurljand. Allerdings vertritt Mogilevskij die Auffassung, dass die Verhandlungen durch eine Dynamik gekennzeichnet waren, die Parteizugehörigkeit in den Hintergrund treten ließen (S. 60f). Hinzu kam, dass die Delegierten in dem Untersuchungszeitraum von zwei Jahren eine erhebliche Fluktuation aufwiesen: Insgesamt nahmen 84 gesellschaftliche Repräsentanten teil.

Geprägt waren die Verhandlungen durch einen offenen Gedankenaustausch der Teilnehmer. Jeder durfte seine Meinung äußern. Die Beamten waren angewiesen, auf die gesellschaftlichen Teilnehmer keinen Druck auszuüben (S. 63). Gegenstand der Verhandlungen waren u. a. die Reform der dörflichen Siedlungs- und Amtsbezirksverwaltung, die Reform des Zemstvo-

Wahlrechts, das Ausscheiden der Städte aus den Kreis- und Gouvernements-Zemstva. Hierbei spielten vor allem finanzielle Aspekte eine große Rolle. Die Zemstva fürchteten, mit dem Ausscheiden der Städte ihrer besten ‚Melkkuh‘ verlustig zu gehen, und plädierten dafür, die Hürden für das Ausscheiden möglichst unüberwindlich zu machen. Auch wurde diskutiert, welche Parameter zur Grundlage des Austritts gemacht werden sollten. Dabei zeigten die Verhandlungen, dass die Delegierten mehrheitlich die Einwohnerzahl als alleiniges Kriterium befürworteten: Eine Stadt musste mindestens 25.000 bzw. 100.000 Einwohner zählen, um aus dem Kreis- respektive dem Gouvernements-Zemstvo ausscheiden zu dürfen. Die Städte wiederum beklagten, mit ihren Abgaben die Zemstva zu subventionieren. Während die Zemstva den ländlichen Gutsbesitz relativ gering besteuerten, würden städtische Grundstücke, für die anders als beim Steuerfuß der städtischen Selbstverwaltungsorgane eine Obergrenze der Besteuerung fehlte, viel höher taxiert. Die städtischen Repräsentanten sahen hierin nicht nur einen grundsätzlichen Verstoß gegen den Gleichheitsgedanken, sondern beklagten, dass ihre Abgaben an die Zemstva in keinem Verhältnis zu den Investitionen bzw. Leistungen der Zemstva – z. B. beim Unterhalt von Waisen- und Krankenhäusern oder Schulen – in den Städten stünden und letztlich mit verantwortlich für die wachsende Verschuldung der Städte seien (S. 127, 131, 137, 147).

Die Monographie ist chronologisch gegliedert. Das erste der drei Kapitel ist der Gründung, den Wahlen und der Struktur des Rats gewidmet, das zweite der Phase der gedeihlichen Zusammenarbeit von Staat und Gesellschaft. Das letzte thematisiert die zunehmenden Konflikte in den Jahren von Ende 1908 bis 1910. Auch nach Stolypins Ermordung im September 1911 wurde das Gremium nicht aufgelöst, sondern es bestand bis zur Revolution von 1917 fort.

Das Werk fußt auf einer breiten Quellenbasis. Der Verfasser hat neben den einschlägigen Materialien des Ministerrats, der Kanzlei des Finanzministeriums, der persönlichen Kanzlei des Zaren sowie des Nachlasses des überzeugten Monarchisten, Saratover Zemstvo-Abgeordneten und Leiters des Archivs des Reichsrats S. A. Pančulidzev, die alle im RGIA lagern, auch Akten im GARF, im Gebietsarchiv von Tver' sowie der

Kryžanovskij-Kollektion des Bakhmeteff-Archivs in New York eingesehen. Darüber hinaus macht die Monographie intensiven Gebrauch von den Stenogrammen der Ratssitzungen, die in der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg bzw. dem Pančulidzev-Nachlass verwahrt werden.

Die Darstellung orientiert sich, wie aus der Belegstruktur hervorgeht, quellennah an den Wortbeiträgen der Delegierten. Was aber fehlt, ist eine Kontextualisierung der Debattenbeiträge des Rats für lokale Angelegenheiten. So wäre es gleichermaßen spannend und wichtig gewesen zu erfahren, ob beispielsweise der einzige Konstitutionelle Demokrat, der in diesem Gremium vertreten war, das Mitglied der Exekutive des Gouvernements-Zemstvo von Ufa P. F. Koropačinskij, seine Wortbeiträge, die identisch mit den Positionen reaktionärer Zemstvo-Delegierter waren, in irgendeiner Art und Weise mit dem Parteikomitee seines Gouvernements oder möglicherweise sogar mit der Staatsdumafraktion oder dem ZK abgestimmt hatte. Handelte es sich um seine private Meinung oder repräsentierte er die Position der Partei? Dasselbe gilt vice versa auch für die Adelsrepräsentanten. Handelte es sich um private, lokale oder Positionen des „vereinigten Adels“? Ungeachtet der umfangreichen Quellenbasis der Monographie wäre es wichtig gewesen, Reaktionen von jenseits der Berichterstattung der überregionalen Presseorgane wie dem konservativen „Novoe Vremja“, den linksliberalen Zeitungen „Russkija Vědomosti“ und „Rěč“ oder von Stolypins Sprachrohr, der regierungsnahen „Rossija“, auf die Verhandlungen des Rats für lokale Angelegenheiten einzuholen. Stimmen u. a. der Parteien, der Zemstvo-Versammlungen, der Stadtverordnetenversammlungen, des Vereinigten Adels und vor allem auch des eigentlichen Parlaments, der Staatsduma, hätten es ermöglicht, die Diskussionen einzuordnen und hätten nicht nur den z. T. doch akademisch anmutenden Diskussionen im Rat, sondern auch dieser Monographie mehr Plastizität verleihen können.

Wünschenswert wäre nicht nur ein Register, sondern auch eine systematisierende Synopse gewesen, wer wann wen im Rahmen der Verhandlungen des Rats für lokale Wirtschaftsangelegenheiten repräsentierte.

Als Fazit bleibt eine durchaus interessante Darstellung, der aber das Wechselspiel der unter-

schiedlichen Interessengruppen in Zentrum und Peripherie, in Stadt und Land, in ländlicher und städtischer Selbstverwaltung, ja selbst innerhalb der Regierung zwischen dem Innen- und Finanzministerium sowie die Einbindung in das größere Ganze der politischen Geschichte des Zarenreichs in seiner konstitutionellen Periode fehlt.

Lutz Häfner, Göttingen

ALEXANDER MIKABERIDZE: *The Battle of the Berezina. Napoleon's Great Escape*. Pen & Sword Books Barnsley 2010. 284 S., 4 Ktn., Abb. = Campaign Chronicles. ISBN: 978-1-84415-920-8.

„Wittgenstein rettete Petersburg, mein Ehegatten Rußland und Čičagov – Napoleon“, so wurde eine öffentliche Äußerung Ekaterina Kutuzovas, der Frau des russischen Oberkommandierenden, über die Befehlshaber der drei russischen Heeresabteilungen kolportiert (S. 235). Auffassungen wie diese standen am Anfang einer bis heute fortwirkenden Mythenbildung, die Kutuzov die Heldenrolle, Čičagov aber die des Sündenbocks zuweist. Es sind solche Behauptungen, die Alexander Mikaberidze in seiner Studie zur letzten Phase des napoleonischen Russlandfeldzugs überprüfen will. Dies gilt für beide Seiten, denn auch von der Sicht auf einen Napoleon, der an der Beresina ein weiteres Mal sein Feldherrngenie bewiesen und gegen alle Widrigkeiten einen glänzenden Sieg errungen habe, bleibt nach der Lektüre von Mikaberidzes Buch nicht viel übrig.

In einem einleitenden Kapitel (S. 19–47) gibt der Autor zunächst einen knappen Überblick über die Kriegereignisse bis zur Schlacht von Krasnyj (17. November 1812). Der Hauptteil des Buches (S. 48–215) ist eine Rekonstruktion der unmittelbaren Vorgeschichte des Übergangs über die Beresina und der Kämpfe an dem Fluss selbst. Die Darstellung wird umso dichter, je näher sie den entscheidenden drei Tagen der Flussüberquerung (26.–28. November) kommt. In geraffter Form (S. 216–223) werden die militärisch ereignisarmen Wochen bis Jahresende angeschlossen, in denen sich die letzten Überlebenden der *Grande Armée* bis Wilna schlepten, bevor die Stadt durch die russische Vorhut eingenommen wurde. Eine „Conclusion“ (S. 224–242) bietet schließlich eine zusammenfassende Interpretation der Ereignisse.

Aufgrund seiner Vielsprachigkeit kann Mikaberidze sowohl die russischen Quellen als auch diejenigen fast sämtlicher nationaler Kontingente der *Grande Armée* auswerten. Dadurch gelingt ihm eine facettenreiche Darstellung, die den Perspektiven der verschiedenen Akteure gerecht wird und zahlreiche, bislang kaum überprüfte Traditionen der Historiographie korrigiert. So weist der Autor darauf hin, dass die noch ca. 20.000 waffenfähigen Soldaten, die Napoleon an der Übergangsstelle bei Studjanka zur Verfügung hatte, nur zu etwa einem Viertel Franzosen waren. Auch die beiden Behelfsbrücken wurden keineswegs von französischen, sondern von niederländischen und polnischen *pontoniers* unter dem Befehl des Generals Elblé errichtet und in völliger Selbstaufgabe funktionsfähig gehalten (die meisten Soldaten Elblés starben an Erschöpfung oder an den Folgen des stundenlangen Arbeitens im Eiswasser). Demselben Elblé war es zu verdanken, dass zuvor wenigstens einige Wagen mit Brückenbaumaterial und Werkzeug gerettet worden waren, nachdem Napoleon in der irrigen Annahme, den Brückenkopf von Borisov halten zu können, den Befehl erteilt hatte, sämtliche Pontons zu verbrennen, um die Zugpferde für die Artillerie freizubekommen. Zugleich durften höhere Offiziere immer noch eine ungezählte Menge von Wagen mit Beutegut mitführen. Die Übergangsstelle bei Studjanka wurde nicht von Napoleon, sondern von Marschall Oudinot ausgewählt, und dieser sorgte auch für die taktischen Ablenkungsmanöver, durch die die russischen Generäle über den Ort des Übergangs im unklaren gelassen wurden. In militärischer Sicht großartige Leistungen wurden nicht von den Befehlshabern, sondern von den einfachen Soldaten, den Truppenoffizieren und den Kommandeuren der Divisionen und Armeekorps gezeigt, so Mikaberidzes abschließendes Urteil.

Die russische Hauptarmee unter Kutuzov war zum Zeitpunkt des Übergangs sechs Tagesmärsche von Borisov und Studjanka entfernt, konnte also in die Geschehnisse nicht eingreifen. Die Motive, die den Feldmarschall bei seinem zögerlichen Vorgehen gegen die *Grande Armée* leiteten, kann auch Mikaberidze nicht abschließend klären. Den deutlichsten Hinweis gibt die Äußerung Kutuzovs, dass Napoleons völliges Verschwinden von der politischen Bühne deswegen gar nicht wünschenswert sei, weil ausschließlich



Großbritannien davon profitieren würde. Der einzige Gewährsmann für diese Äußerung ist jedoch der britische Militärattaché im russischen Generalstab, Sir Robert Wilson (S. 33), und da dieser „very slippery fellow“ (Wellington über Wilson) notorisch gegen Kutuzov intrigierte und dessen Absetzung betrieb, ist das Zitat offenkundig als apokryph zu bewerten, was Mikaberidze jedoch übergeht.

Die Hauptlast der Kämpfe bei Borisov und Studjanka fiel der Dritten Westarmee unter Admiral Čičagov zu. Deren etwa 30.000 Mann hatten die praktisch unlösbare Aufgabe, auf einer Strecke von 100 km Napoleons Truppen an der Übersetzung auf das westliche Flussufer zu hindern. In der Tat scheint der mit seinem ersten Heereskommando betraute Marineoffizier von der strategischen Leitung von Landkriegsoperationen überfordert gewesen zu sein. Doch Mikaberidze legt nahe, dass auch ein befähigter Offizier den Übergang über die weder sehr breite noch besonders tiefe und somit viele Furten aufweisende Beresina nicht hätte verhindern können. Auch hierbei spielte Kutuzov eine negative Rolle, denn er suggerierte Čičagov, dass die Flussquerung weiter südlich stattfinden würde. Deshalb detachierte der Admiral den größten Teil seiner Streitmacht in dieser Richtung, so dass im entscheidenden Augenblick eine einzige russische Division auf sich allein gestellt war. Auch Wittgenstein, der Befehlshaber des nördlichen Korps, der den Seeoffizier Čičagov verachtete, griff verspätet und nur mit seiner halben Truppenstärke in die Kämpfe ein, während die andere Hälfte durch die Gefangennahme der 12. Division der *Grande Armée* nördlich von Borisov gebunden war.

Ein großer Vorzug von Mikaberidzes Darstellung ist, dass der Autor sich nicht einfach auf die *ex post* billig zu habende allwissende Erzählerposition stellt, sondern jederzeit verdeutlicht, was die Befehlshaber zum gegebenen Zeitpunkt nicht wussten. Die Avantgarden der drei russischen Heeresabteilungen nahmen erst am 28. November direkten Kontakt auf, bis dahin trafen Berichte und Befehle mit einer Verzögerung von bis zu fünf Tagen ein, was die Koordination der russischen Truppenbewegungen praktisch unmöglich machte, ganz abgesehen von der wechselseitigen Abneigung, dem Misstrauen und der Ehrpusseligkeit ihrer Kommandeure. Zahlreiche weitere Faktoren trugen zum Fehlschlag der von St. Peters-

burg gewünschten Zangenbewegung gegen die *Grande Armée* bei (sollte es denn je Kutuzovs Absicht gewesen sein, dieser den Rückzug zu verlegen): die Überschätzung der noch kampffähigen Truppen des Gegners, der Nimbus Napoleons und schließlich Erschöpfung, Ausfälle und Nachschubprobleme der russischen Truppen, die nur um wenig geringer waren als die der Gegenseite.

Mikaberidze wählt primär die Perspektive des Feldherrnhügels. Dennoch kommt die Erfahrungswelt der einfachen Soldaten nicht zu kurz, zahlreiche Zitate lassen erahnen, was es bedeutet haben muss, nicht nur gegen feindliche Truppen, sondern zugleich gegen Erfrierungen, Schlafentzug, totale Erschöpfung, Hunger und Erblindung durch Schnee oder Lagerfeuerrauch ankämpfen zu müssen. Den Gefangenen, Verwundeten, nicht mehr kampffähigen Versprengten und zivilen Flüchtlingen im Tross gegenüber herrschte ein unsäglicher Zynismus. An der Übergangsstelle spielten sich Szenen wie aus Dantes Hölle ab. Dies alles macht den Übergang über die Beresina zu einem jener zeitlosen Unglücke der Menschheitsgeschichte, die es verdienen, in allen Einzelheiten erzählt zu werden, auch wenn Ereignisgeschichte im Stile Mikaberidzes aus der Mode gekommen ist.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

KIMITAKA MATSUZATO (naučnyj redaktor): Pridnestrov'e v makroregional'nom kontekste černomorskogo poberež'ja. Sbornik statej [Transnistrien im makroregionalen Kontext der Schwarzmeerregion. Eine Aufsatzsammlung]. Sapporo: Slavic Research Center at Hokkaido University, 2008. 225 S. = 21st Century COE Program; Slavic Eurasian Studies, 18. ISBN: 978-4-938637-47-7.

Der Sammelband des Slavic Research Centers der Hokkaido University im japanischen Sapporo untersucht Situation und Geschichte der Region am Dnjestr („Transnistrien“), die sich im Zerfallsprozess der Sowjetunion von der Republik Moldova abgespalten hat, „im Kontext der Schwarzmeerregion“. Den Beweis, dass eine solche Fragestellung interessant sein kann, treten die meisten Beiträge aber nicht an. Ein Zusammenhang zwischen der Separation Transnistriens und Entwicklungen in anderen Regionen ums

Schwarze Meer kommt in der Mehrzahl der Aufsätze gar nicht zur Sprache. Thema ist vielmehr der Transnistrien-Konflikt ganz allgemein. Trotzdem ist der russischsprachige Sammelband für einschlägig interessierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler spannend – nicht zuletzt wegen der Auswahl der Autoren, unter denen sich auch Wissenschaftler aus der Region befinden. Die Perspektiven unterscheiden sich entlang der Konfliktlinie: Ein bis zwei Aufsätze nehmen eine Binnenperspektive ein und beschreiben das Werden der Staatlichkeit Transnistriens, ohne eine Änderung des Status Quo in Betracht zu ziehen. Die große Mehrzahl der Beiträge dagegen sieht es als selbstverständlich an, dass das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Hier wird vorrangig das Thema der „Konfliktregulierung“ behandelt, sei es aus Sicht der Diskussion in Moldova oder einer internationalen Perspektive.

In seiner „Geschichte der Dnjestr-Republik in kurzer Darstellung“ (Istorija PMR v kratkom izložennii, S. 22–61) gibt mit NIKOLAJ BABILUNGA einer der führenden transnistrischen Historiker die historische Meistererzählung des nicht-anerkannten Staates wieder. In einem Ritt durch die Jahrhunderte von 2000 v. Chr. bis 2006 n. Chr. begegnen sich zahlreiche Stämme, Völker und Imperien in der Kontaktzone am Dnjestr, bevor – folgerichtig – die multinationale PMR entsteht. Das Thema, das der Titel des Bandes impliziert, taucht nur in Form einer „geopolitischen“ Perspektive auf. Babilunga stützt sich auf den „Klassiker der Geopolitik“ (S. 27) Karl Haushofer, der mit seinen kruden Theorien bereits den Nationalsozialisten Stichworte für ihre Expansionspolitik lieferte. (TILMAN KOOPS Karl Haushofer, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. München 2008, S. 235–238) Mit dessen Hilfe versucht Babilunga eine meta-historische Bedeutung des Dnjestr und der angrenzenden Region als „geopolitischer Grenzraum in Südosteuropa“ (S. 24) zu belegen.

PETR ŠORNIKOV, ein Historiker aus Chişinău, analysiert die Historiographie in der Republik Moldova zum Krieg um die Separation Transnistriens (Dnestrovskaja Vojna v istorigrafii Respubliki Moldova, S. 62–78). Seiner Meinung nach stehen sich zwei Schulen gegenüber: eine „unionistische“ (auf eine Vereinigung von Moldova und Rumänien ausgerichtete) und eine traditionalistisch-moldauische (Interessen und Ei-

genstaatlichkeit der Republik Moldova verteidigende). Aus Sicht der Unionisten handelt es sich beim Transnistrien-Konflikt im Kern um eine zwischenstaatliche Auseinandersetzung zwischen Moldova und Russland. Moskau habe den Aufbau einer Dnjestr-Republik zur Schwächung des moldauischen Staates schon zu Sowjetzeiten geplant. Die „Moldovenisten“ machen dagegen die pro-rumänische Politik der damaligen Republikführung und nationalistische Mobilisierungen in Chişinău für die Separation der Dnjestr-Region verantwortlich. Eine dritte Gruppe führt Šornikov erst später ein, obwohl er deren Standpunkte zu teilen scheint. Die Historiker und Historikerinnen, die „die Interessen der Nicht-Titularbevölkerung vertreten“ (S. 66), sehen in der Abspaltung eine gerechtfertigte Reaktion auf diskriminierende Sprachgesetze, die im August 1989 rumänisch zur einzigen Staatssprache machten, obwohl zumindest im urbanen Raum der Großteil der Kommunikation auf Russisch ablief.

DMITRIJ ČUBAŠENKO, der Chefredakteur der wichtigsten russischsprachigen Zeitung des liberalen, westorientierten Spektrums in Moldova, beschreibt, warum die Verhandlungen zur Regulierung des Transnistrien-Konflikts auch während der Regierungszeit der Kommunistischen Partei (2001–2009, hier beobachtet bis 2006) nicht vorangekommen sind (Otnošenija meždu Moldovoj i Pridnestrov'em pri Voronine, S. 79–98). Die PCRM hat ihre anfänglich verhandlungsbereite Position gegenüber der transnistrischen Führung wie auch ihre außenpolitische Russland-Orientierung im Laufe der Präsidentschaft Voronins aufgegeben. Nach dem Scheitern des von Moskau eingefädeltten Kozak-Plans zur Regulierung des Konflikts 2003, das Čubašenko allein der Intervention des Westens zuschreibt, lagen die Verhandlungen zwischen Tiraspol' und Chişinău darnieder. Die moldauisch-russländischen Beziehungen fanden in den Folgejahren ihren Tiefpunkt mit einem Wirtschaftsboykott durch Moskau. Auch nach der Erholung blieb die europäische Integration Moldovas Staatsräson und somit auch Position der (2009 abgewählten) Regierungspartei PCRM.

Dieser Positionswechsel der Kommunistischen Partei ist auch die Hauptidee des Aufsatzes von OLEH PROTSYK, ANDREI VOLENTIR und IGOR BUCĂTĂRU (Otnošenje polițičeskich partij i ekspertnogo soobščestva Moldovy k probleme

pridnestrovskogo konflikta, S. 99–137). Die Politikwissenschaftler aus Flensburg und Chişinău haben Positionen der moldauischen Parteien zu Fragen, die die Regulierung des Transnistrien-Konflikts betreffen, untersucht. Signifikant ist dabei vor allem die Revidierung der Positionen der PCRM in den Fragen einer Föderalisierung, eines möglichen Autonomiestatus Transnistriens oder einer potentiellen Anwendung von Gewalt. Von einer eher transnistrienfreundlichen Partei sind die Kommunisten in ihrer Regierungszeit zu relativen Hardlinern geworden. Auch wenn die These des Aufsatzes plausibel erscheint, mutet die angewandte quantifizierende Methode bei geringen Fallzahlen und abstrakten Fragen gewagt an: 11 Experten und eine unbekannt Zahl von Parteifunktionären sollten Positionen von Parteien zu den jeweiligen Fragen auf einer Skala von 1 bis 10 einschätzen, woraus die Autoren dann eine Vielzahl von Indizes errechnet haben.

Am Beispiel Transnistriens versucht SHIGEO MUTSUSHIKA, Professor für internationale Beziehungen an der japanischen Universität Shizuoka, das Verhältnis zwischen der EU und Russland im Kampf um Einfluss in der ehemaligen Sowjetunion deutlich zu machen (*Evrosojuz i Rossija o probleme Pridnestrov'ja*, S. 138–159). Er konstatiert eine scharfe Wende in der Politik der EU, die bis 2002 eine Einmischung ablehnte, wohingegen sie seitdem zunehmend die Regulierung des Transnistrien-Konflikts zu ihrem Geschäft macht. Nach Mutsushika steht eine EU, die ihre Interessen in zunehmend harten Standpunkten vertritt, einer Russländischen Föderation gegenüber, der diese Einmischung nicht passt, die sie letztendlich aber nicht verhindern kann.

Die Kiewer Politikwissenschaftler VITALIJ KULIK und VALENTIN JAKUŠIK beschreiben die ukrainische Transnistrien-Politik nach der „Orangen Revolution“ (*Plan Juščenko po uregulirovaniju pridnestrovskogo konflikta i problemy ego realizacii*, S. 160–191). Nach der anfänglichen „postrevolutionären“ Euphorie in Kiew mit „der Bereitschaft, das Zentrum einer Demokratisierung des postsozialistischen Raums zu werden“ (S. 164), gab die ukrainische Regierung nach dem Scheitern des Juščenko-Plans 2005 eine eigenständige Rolle in den Regulierungsbemühungen auf und glänzte vor allem durch Passivität.

Der abschließende Beitrag des Herausgebers vergleicht Beziehungen der orthodoxen Kirchen

und grenzüberschreitende „Nationalitäten“ in Abchasien und Transnistrien (*Mežpravoslavnye otnošenija i transgraničnye narodnosti vokrug nepriznannych gosudarstv. Sravnenie Pridnestrov'ja i Abchazii*, S. 192–224). MATSUZATO macht deutlich, dass soziale Konfliktlinien mit den Grenzen der neugegründeten Staaten nicht übereinstimmen müssen. Die Organisation der orthodoxen Kirche in den beiden verglichenen Regionen ist dabei in den beiden Vergleichsregionen entgegengesetzt: die abchasische orthodoxe Kirche hat sich für selbstständig erklärt und damit ihre kanonische Legitimität, also die Anerkennung durch die wichtigsten orthodoxen Kirchen, eingebüßt. Dagegen bildet die transnistrische Kirche mit dem „Exarchat von Tiraspol'-Dubossary“ eine eigene Einheit innerhalb der moldauischen orthodoxen Metropole und hat den Prozess der Abspaltung Transnistriens von der Republik Moldova nicht nachvollzogen. Die Konkurrenz zwischen rumänischer und russischer Kirche auf dem Gebiet der Republik Moldova spielt für diesen Verbleib eine wichtige Rolle; die weiterhin dominierende Metropole gehört zur Russisch-Orthodoxen Kirche. Beim zweiten Thema, der Politisierung grenzüberschreitender Ethnizität, findet Matsuzato dagegen eine Parallele in der Integrationspolitik beider Regierungen. Die abchasische Führung versuchte die Mingrelen, die dem Autor zufolge als Georgier verstanden werden, in ihr Nationenprojekt einzubinden. In Transnistrien ist das Selbstverständnis als *der* Staat moldauischer kultureller Eigenständigkeit – im Gegensatz zur Republik Moldova, wo der großrumänische Nationalismus das Moldauertum liquidiert habe – integraler Bestandteil der Staatsdoktrin. Die Schlüsse, die Matsuzato zieht, sind jedoch nicht so prägnant wie die von ihm herausgearbeiteten Einzelheiten. Ethno-konfessionelle grenzüberschreitende Akteure seien Garanten von Frieden und Demokratie, „in Staaten, in denen verschiedene soziale, sprachliche, konfessionelle und andere Grenzen durcheinanderlaufen“, fänden seltener Bürgerkriege statt als dort, wo diese Grenzen „übereinander liegen“ und „die Gesellschaft in zwei Lager polarisieren“ (S. 224). Die Möglichkeit, derartige Strukturmerkmale als eindeutige Ursachen von Auseinandersetzungen zu identifizieren, ist jedoch von einem relevanten Teil der Forschung zu den Konflikten im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch des Realso-

zialismus bestritten worden. Außerdem wurde die Annahme in Frage gestellt, sprachliche, konfessionelle, kulturelle oder ‚ethnische‘ Grenzen seien einfach in der Welt. Die imaginierten Linien sind nicht als Voraussetzung gewalttätiger Konflikte anzunehmen, sondern die Gewalt ist Teil des Prozesses, in dem solche Grenzen hergestellt und reproduziert werden.

Die fehlende Auseinandersetzung mit einer solchen theoretischen Debatte und die unpräzise Fragestellung sind die zentralen Schwachpunkte, die sich durch den Band ziehen. An keiner Stelle wird ein erklärungsmächtiges Konzept eines „Schwarzmeerraums“ erarbeitet. Die meisten Autoren vermeiden denn auch gleich das vom Titel des Buches suggerierte Thema und behandeln den Transnistrien-Konflikt aus ihrer Sicht. Dafür spielen die Autoren damit auch ihre Stärken aus: Zu ihren Themen haben die einzelnen Beiträge für am Detail Interessierte durchaus spannende Einsichten zu bieten.

Jan Zofka, Leipzig

CLEMENS P. SIDORKO *Dschihad im Kaukasus. Antikolonialer Widerstand der Dagestaner und Tschetschenen gegen das Zarenreich (18. Jahrhundert bis 1859)*. Wiesbaden: Reichert 2007. XXXII, 483 S., 9 Abb., 6 Ktn. = Kaukasienstudien – Caucasian Studies, 10. ISBN 978-3-89500-571-8.

The three decade long Islamic resistance to the conquest of Chechnya and Dagestan by Imperial Russia (1829–1859), more than both its forerunners and successors, enjoyed prominence in Russian and Soviet historiography. This prominence, in itself the result of the several U-turns in the movement’s description in the Soviet Union, arouse a great interest to it in the West, too. Thus, the removal that followed Gorbachev’s *perestroika* and the dissolution of the USSR, of restrictions on the study and writing of history in general, and of the barriers to the study of local sources in particular, resulted in a great number of publications on this topic in both Russia and the West.

This massive book (the likes of which have, unfortunately, become by now so rare in English) is among the first in the West to make use of the abundant and steadily growing number of accessible local manuscripts. These additional sources enable the author to fill in lacunae – sometimes

rather large ones – in our knowledge of the movement as well as to reinterpret it. More important, the book looks at the topic through a wide angle camera. That is, Sidorko puts the movement within a broad context temporally and geographically. *Inter alia*, the conclusion connects the Caucasus to the wider world of Islam through the application of a model of Islamic resistance movements suggested by NIKKI KEDDIE.

The above characteristics are displayed throughout the book, beginning with the first four, introductory chapters. These deal with the geographical, geopolitical, ethnic and social background (chapter 1), the tripartite Great Power struggle for the Caucasus in the 16th – 18th centuries (chapter 2), types of traditional resistance to foreign powers, including two antecedents of this movement (chapter 3) and the Russian expansion and colonial policy in the 1800s – 1820s and the spread of the Khalidiyya offshoot of the Naqshbandi Sufi brotherhood (chapter 4). Chapter 3 offers one of many innovations to the expert reader when in addition to the obvious movement of Imam Mansur (1784–1791) it discusses the one led by Hajji Da’ud (1719–1728) against the Safawids and later Peter I (“the Great”) of Russia.

The next three chapters, dealing each with one of the Imams (leaders) of the movement – Ghazi Muhammad (1829–1832; chapter 5), Hamza Bek (1832–1834; chapter 6) and Shamil (1834–1859; chapter 7) – are followed by a description ‘from above’ of the state established by Shamil – the Imamate (chapter 8). The final chapter (11) describes the ultimate Russian conquest and the fall of the Imamate. These chapters add some details and refine some interpretations. They even pose some questions unasked so far. For example, the Imamate’s social policy and the original vis-à-vis borrowed elements in its structure (both in chapter 8). Still, the general picture that emerges does not change drastically in comparison to that portrayed by previous studies. The two chapters in between (9 and 10), on the other hand, do exactly that: they use new sources, ask novel questions and offer innovative interpretations.

Chapter 9 – “the View from Below: the Imamate as an Environment” – deals with a complex of questions hardly asked before, mainly (but not exclusively) economical: how did the war influence economy? How did people live in,

and with war? But also what were the new structures of the Imamate and what did it inherit from previous polities? And how did war affect women?

Chapter 10 – “Who Were the Murids” – eliminates quite a large ‘white stain’ from our map of this subject. It discusses in detail the people who participated in, and opposed the movement; its leaders; the elites, old and new; the networks; the competing branches of the Khalidiyya in Daghestan; and most important – the relationship of this brotherhood with the movement and the Imamate. In recent years revisionist voices have been raised with regard to the role of Sufi brotherhoods in resistance movements in the Caucasus and elsewhere. It has been claimed that both Soviet and Western scholars grossly exaggerated this role. Following the evidence, Sidorko does not subscribe to this “too narrow” view: “it is true that the *tariqa* was neither the initiator nor the exclusive carrier of *jihād*,” still “the struggle could have hardly been possible, without the agreement of its most important representatives or against their will” (p. 432). And while “strict separation between *tariqa* and *jihād*” (p. 400) was insisted upon, “one may say that the Naqshbandiyya enjoyed a firm place in Shamil’s state and was omnipresent in everyday life” (p. 403).

On another matter, Sidorko omits the pitfall of viewing the struggle one-dimensionally, as most Soviet and Western – both traditionalist and revisionist – historians do. They deal with its less important, anti-colonial facet, omitting (or ignoring) its crucial reformist/revivalist essence. Here Sidorko rightly emphasizes that “the original aim of the Daghestani Imams and their *jihād* was not the struggle against the Russian colonizers, but rather the introduction of a social order oriented on Islamic law” (p. 328).

Assessing the movement and Shamil in particular, Sidorko concludes that the Imamate’s greatest achievement was “certainly the integration of the Chechens into the common struggle”, which helped to secure the Imam’s hold over “the more vulnerable Daghestan” (p. 434). This is, indeed, an important point too often lost because it seems so obvious. It also leads one to associate and ponder whether the Imamate’s relationship with the Circassians is not underestimated in both Western and Russian scholarship, too. Indeed, a recent study of Shamil’s delegates to the North-

western Caucasus suggests that this entire question might need a serious reconsideration.

This point, however, has nothing to do with the book under review. “*Dschihad im Kaukasus*” is a most significant book. It is a major piece of scholarship, an eminent contribution to our knowledge and a must for everyone interested not only in this specific movement or in the history of the Caucasus and Russia. It is no less important to anyone interested in a large array of topics and disciplines, beginning with Islamic revivalism and anti-colonial movements up to Islam’s (and non-Western civilizations’ in general) response to the challenge of modernity and the onslaught of the modern West. One can only hope that the book will be translated into English, for the benefit of those who do not read German.

*Moshe Gammer, Tel Aviv*

BARBARA SKINNER: *The Western Front of the Eastern Church. Uniate and Orthodox Conflict in the 18th-century Poland, Ukraine, Belarus, and Russia*. DeKalb, IL: Northern Illinois University Press, 2009. XVI, 295 S., 4 Ktn. ISBN 978-0-87580-407-1.

Die auf eine Dissertation zurückgehende Monographie von Barbara Skinner zeichnet in einer gut durchdachten religions- und kulturgeschichtlichen Untersuchung die religiöse Entwicklung in den Grenzregionen zwischen Polen und Russland im 18. Jahrhundert nach. Die Forschungen zu den unierten Kirchen Ostmitteleuropas nehmen allmählich Fahrt auf, doch war bislang in den Betrachtungen dieser Konfession ein Übergewicht im österreichischen Teilungsgebiet Galizien – auch einer Grenzregion – festzustellen. Über politische Grenzen hinweggehende Betrachtungsweisen waren bis zu dieser Studie von Skinner eher Mangelware.

Die Untersuchung macht die besondere Relevanz des Themas deutlich, ist doch die religiöse Auseinandersetzung auch Teil des Kampfes zwischen Ost und West um politischen Einfluss, eines Kampfes, dessen Ergebnisse bis in die Gegenwart hinein zu beobachten sind. Die Arbeit konzentriert sich auf das 18. Jahrhundert, also den Zeitraum, der durch die Zurückdrängung der unierten Kirche nach dem Höhepunkt ihrer Ausbreitung nach Osten nach der Union von Brest 1596 gekennzeichnet ist. Zugleich verfolgt sie die

Bedingungen, die diesen Prozess verantworteten. Skinner geht dieser Entwicklung über Brüche hinweg nach. Die Erzählung beginnt in der Zeit des polnisch-litauischen Commonwealth und endet nach dessen Aufteilung. Im Fokus steht die konfessionelle Entwicklung über die jeweils einseitigen kirchlichen und ethnischen Perspektiven hinweg. Ein Ziel der Untersuchung ist es auch, der Entstehung der heutigen Westgrenze der orthodoxen Kirche nachzuspüren. Dabei fällt der Blick auch auf die imperiale Politik des Russländischen Reiches sowie auf Fragen der Identität. Am Beispiel eines frühneuzeitlichen konfessionellen Konflikts diskutiert Skinner einleitend das Konzept der Konfessionalisierung und bettet es in seinen regionalen Kontext ein. Ebenso verfährt sie auch mit dem Begriff „Identität“.

Die Autorin zeichnet die konfliktreiche Entwicklung der beiden Kirchen in Polen-Litauen nach. Zunächst wird die Entstehung der unierten Kirche sowie die Situation der orthodoxen Kirche durch diese Veränderung skizziert, um dann die Ausbildung von verschiedenen religiösen Gemeinschaften unter den Ruthenen zu verfolgen. Als erste festigte die orthodoxe Kirche ihre konfessionelle Identität unter dem Metropoliten Peter Mohyla. Die unierte Kirche folgte erst im späten 17. Jahrhundert nach dem Vorrücken Moskaus nach Westen (Einnahme Kiews), wobei die Synode von Zamość die Praktiken der Kirche festlegte. Anhand von sozialen und kulturellen Aspekten wird das Auseinanderdriften der beiden Konfessionen deutlich. Visitationsberichte vom Ende des 18. Jahrhunderts geben ein lebensnahes Bild des konfessionellen Alltags wieder. Der Bruch mit der östlichen Tradition vollzog sich u. a. in der Liturgie. In Bezug auf die Geistlichen wird auch auf die Rolle des Basilianerordens hingewiesen. Der Staat, der russische wie der polnisch-litauische, blieb nicht außen vor: Beide arbeiteten daran, eine russische bzw. polnisch-litauische politische Loyalität mit der orthodoxen bzw. unierten Identität zu verbinden. In diesem Zusammenhang wird Russland auch als Machtfaktor herausgestellt, der zugunsten der orthodoxen Gläubigen in Polen-Litauen eingriff, was schließlich auch zu den Teilungen des polnisch-litauischen Commonwealth führte. Anschließend wird das Vorgehen des russischen Staates und der orthodoxen Kirche gegenüber den Unierten in der Zeit der Teilungen Polen-Litauens dargelegt, als in den russischen

Teilungsgebieten auf die unierte Kirche massiv Druck ausgeübt wurde. Ein Dekret von Zarin Katharina II., das der Konversion Tür und Tor öffnete, zielte auf die Beseitigung der unierten Kirche im Russländischen Reich ab.

Die Darstellung, die auf Dokumenten aus polnischen, ukrainischen und russischen Archiven beruht, stellt auch aufgrund der Einbeziehung der in den drei Ländern publizierten wissenschaftlichen Literatur – deutschsprachige Untersuchungen wurden leider nicht berücksichtigt – eine multiperspektivische, solide argumentierende Untersuchung des konfessionellen Konflikts dar, durch welche letztlich auch die konfliktreiche Gegenwart in der modernen Ukraine verständlicher wird.

*Hans-Christian Maner, Mainz*

PIOTR KROLL: *Od ugody hadziackiej do Cudnowa. Kozaczyzna między Rzeczpospolitą a Moskwą w latach 1658–1660* [From the Hadziacz Agreement to Cudnów. The Cossackdom between the Polish-Lithuanian Commonwealth and Muscovy in the Years 1658–1660]. Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 2008. 452 pp. ISBN: 978-83-235-0496-2.

The events discussed in this monograph were preceded by a series of dire misfortunes, all of which eventually led to a decline of the Polish-Lithuanian Commonwealth as a major land power in Eastern Europe. The Cossack revolt in Ukraine, accompanied by the uprisings of the serfs and the military assistance from Crimea in 1648, brought about several defeats of the Commonwealth's armies, invasions of it by Muscovy in 1654 and Sweden in 1655 – the latter was also aided by Brandenburg and Transylvania in the following years. Only alliances with Austria and other states, military reversals of Sweden, defeat of Transylvania, as well as separate arrangements with Muscovy, Brandenburg and the Cossack Ukraine, saved the Commonwealth from partitions which were already formulated by the close of 1656.

The developments in 1658–1660, which are discussed and analysed by the author, brought about better times for the Polish-Lithuanian state. They represented chiefly a tug-of-war over Cossack Ukraine between the Commonwealth and Muscovy. In this contest the Commonwealth

scored two notable successes: the Union of Hadziacz (Hadiach) and the Treaty of Cudnów (Chudniv). The former event may be described as an unprecedented seventeenth-century European political accomplishment. Concluded on 16 September 1658, then ratified by the Warsaw Diet on 22 May 1659, this real union transformed the dual Commonwealth into a triune Polish-Lithuanian-Ruthenian federation. The latter event followed a significant military victory. The treaty, which was signed on 17 October 1660, ended a conflict with the Cossack-Muscovite adversaries and appeared to raise the Commonwealth to its former status of a great power. Cudnów, in the view of the author, resulted in negative consequences for Ukraine, for it inaugurated a process which caused a partition of Ukraine between the Commonwealth and Muscovy. Thus, the creation of an independent Ukraine – a policy which was pursued by the Cossack Hetman Bohdan Chmielnicki (Bohdan Khmel'nyts'kyi) and followed by his successor Jan Wyhowski (Ivan Vyhovs'kyi) – became an extremely difficult goal to attain for the future Cossack leaders.

Although the events of the years 1658–1660 have been researched to some extent by various Polish historians – mention can be made, among others, of Ludwik Kubala, Franciszek Rawita-Gawroński and Zbigniew Wójcik – the monograph of Piotr Kroll is, nevertheless, very significant. The author is adjunct professor of history at the Institute of History of the University of Warsaw, specializing in research devoted primarily to seventeenth-century military history of Poland and Cossack Ukraine. It should be noted that his monograph is based on archival materials and published primary and secondary sources. The book represents a required scholarly apparatus: bibliography, footnotes, maps, indices and appendices. The seven maps and three appendices prove to be very useful for the examining of troop formations and route tracing of military operations.

If some criticism has to be made with regard to this publication, it must be directed to the author's lack in the full utilization of archival sources, particularly those found in the fonds of the Rossiiskii gosudarstvennyi arkhiv drevnikh aktov in Moscow. However, having used extensively the published primary sources in various collections of documents, such as those in "Akty

Moskovskogo gosudarstva", and "Akty", as well as "Arkhiv Iugo Zapadnoi Rossii", including documents cited by Mykhailo Hrushevs'kyi in his vol. 10 of "Istoriia Ukrainy-Rusy", it can be said in the author's defence, that no major damage occurred to his research and analysis.

Overall, Piotr Kroll's monograph, "Od ugody hadziackiej do Cudnowa", is recommended to both scholars and readers in general, that is to say, all those who have some interest in the history of Poland, Russia and Ukraine in the second half of the seventeenth century. This book, which is characterized by deep analysis and erudition, represents a new major scholarly undertaking relating to crucial developments in Eastern Europe. For the reasons pointed out above, it will, undoubtedly, hold a strong and influential position, for some time to come, in Polish historiography.

*Andrew B. Pernal, Calgary, AB, Kanada*

ANJA WILHELM: *Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939). Eine Untersuchung anhand von Autobiographien*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2008. 424 S., 2 Tab. = Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 10. ISBN: 978-3-447-05830-8.

Die von Norbert Angermann geförderte Hamburger Dissertation aus dem Jahr 2005 weist einige Besonderheiten auf. Die Verfasserin stützt sich nahezu ausschließlich auf gedruckte und ungedruckte Autobiographien – jeweils ca. 70 – nicht auf Briefe und Tagebücher, und verteidigt diese einseitige Auswahl von Quellen mit einer modernen Autobiographie-Forschung, die sie einleitend knapp vorstellt (S. 23–24). Die sehr heterogenen autobiographischen Texte werden nach der chronologischen und gesellschaftlichen Einbettung der Schreibenden, der Motivation und Intention der betreffenden Frau sowie nach der Adressatengruppe – z.B. jüngere Familienangehörige – differenziert. Auf diese Weise sollen Einsichten in sich wandelnde „weibliche Lebenswelten“ der deutschen Oberschicht, in Mentalitätsbrüche und in gewandelte Identitätsfindungsprozesse (S. 20) gewonnen werden. Zum anderen wagt sich die Autorin trotz oder gerade wegen der Einsicht, dass persönliche Erinnerungen in der bisherigen Forschung im Hinblick auf ihren Quellenwert eher kritisch betrachtet werden, an einen riesigen Zeitraum von beinahe fünf Generationen. Um

1800 beginnen sehr zögerlich die schriftlich fixierten, autobiographisch genutzten Rückerinnerungen der wenigen Gewährsfrauen, die Themen des 19. Jahrhunderts bis etwa 1880 darstellen; ein gewisser Nachdruck liegt auf dem ausgehenden 19. Jahrhundert – besonders auf der Russifizierung – unter Einschluss der revolutionären Krise von 1905/06 und der Situation der deutschbaltischen Minderheit nach 1919.

Obwohl zahlreiche Damen aus der baltischen Oberschicht nach dem Verlust ihrer Heimat und aus einem riesigen zeitlichen Abstand heraus erst unter dem Eindruck des völlig veränderten Lebens in der Nachkriegszeit zur Feder gegriffen haben – knapp zwei Drittel der vorliegenden Erinnerungen wurden nach 1945 abgefasst –, nimmt Anja Wilhelmi den Bruch mit dem bisherigen historischen Raum zum Anlass, um 1939 mit der Umsiedlung der Deutschbalten einen definitiven Schlussstrich zu ziehen. Unter der Überschrift „Kurzcharakterisierung der benutzten Autobiografien“ (S. 335–372) führt sie über 120 Damen der deutschen Oberschicht zum Teil mit mehreren autobiografischen Titeln auf, von denen nur etwa 10 % Erinnerungen vor dem Jahr 1900 schriftlich fixiert haben; knapp 30 % zeichneten ihre Erinnerungen zwischen 1900 und 1939 auf; immerhin ca. 60 % meldeten sich jedoch erst im hohen Alter und zumeist nach der Eingliederung in eine völlig neue Umwelt nach 1945 zu Wort. Dass diese Quellenlage äußerst behutsame Wertungen erfordert, ist der Verfasserin durchaus bewusst. Es kann unter diesen Voraussetzungen jedoch nicht immer auf schlüssige Weise gelingen, nachträgliche Rationalisierungen der Autobiographinnen eindeutig zu erkennen, so dass bei aller Anerkennung der Interpretationskunst der Verfasserin Fragen an die Reichweite ihrer Ergebnisse und notwendigen Verallgemeinerungen zum Teil offen bleiben.

Im Unterschied zu dem grundlegenden Buch von HEIDE WHELAN *Adapting to Modernity. Family, Class and Capitalism among the Baltic German Nobility* aus dem Jahr 1999, das die Verfasserin zu Unrecht nur als „eine erste regionale Bestandsaufnahme unter modernen sozialgeschichtlichen Forschungsaspekten“ (S. 16) qualifiziert, wirken bei Anja Wilhelmi die „Lebenswelten“ ihrer Protagonistinnen wegen des zumeist fehlenden unmittelbaren Bezugs zur zeitgleichen realen Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte der

Ostseeprovinzen Russlands und der Republiken Estland und Lettland doch eher wie nachträgliche Konstrukte. Whelan verbindet mit ihren Kapiteln zur Sozial- und Familienstruktur und zur politischen Selbsteinschätzung der Ritterschaften in den Ostseeprovinzen Russlands zwischen Russifizierung, Reform und Revolution eine klare Chronologie des Zeitabschnitts zwischen 1800 und 1914 auf dem Weg von der festen ständischen Ordnung hin zur schmerzhaften Einbeziehung in „Modernity“, die sie im Kontext mit der Furcht vor der Macht der russischen Bürokratie, den Folgen der Teilnahme am wirtschaftlichen Umbau des Russländischen Reiches vor 1914 und dem wachsenden Druck auf die rechts- und selbstbewussten Ritterschaften anschaulich beschreibt. Daraus erklärt sie vor allem den Zwang zum Umdenken unter den männlichen wie weiblichen Angehörigen der Ritterschaften. Anja Wilhelmi hingegen behilft sich unter dem Eindruck ihrer vielseitigen Lektüre von grundlegenden Werken der „gender“- und „ethnicity“-Literatur mit einem einleitenden Kapitel über die Ostseeprovinzen und die Staaten Estland und Lettland. „Ein Überblick in Schwerpunkten“ (S. 29–42) kann jedoch in dieser Kürze nicht befriedigen.

Sehr viel eindrucksvoller gelingt der Autorin hingegen der Hauptteil. In Kapitel 3 kennzeichnet sie anhand ihrer Quellen unter Einschluss von zeitgenössischen Darstellungen aus der „Baltischen Monatsschrift“ (1859–1933) und anderen Zeitschriften die „Frauen in der deutschbaltischen Gesellschaft“ (S. 43–114), wobei sie in Auseinandersetzung mit einer breiten Literatur die Rolle von Töchtern, Ehefrauen, Müttern, Witwen, geschiedenen Frauen und den im baltischen Kontext so wichtigen (unverheirateten) Tanten herausarbeitet. Das Bild der „imaginierten baltischen Frau“ (S. 43ff.) ist allerdings wenig überraschend: Sie ist Garantin der gesellschaftlichen (ständischen) Ordnung, lebt „im Haus“ in einem ländlich oder städtisch großzünftig geprägten Umfeld, vertraut der „Geschlechtsvormundschaft“ ihres Vaters bzw. Vormunds und Ehemanns. Sie ist wirtschaftlich gut gestellt, ist wenig mode- oder hygienebewusst, hat kaum Ahnung von Sexualität und einen „Widerwillen gegen Zuchtlosigkeit und Üppigkeit“ (S. 45), und sie verinnerlicht ihre religiöse Bindung, die durchaus in praktische „soziale Segensarbeit“ (S. 45) münden kann. Kurz, das Stereotyp läuft auf „stille Wirk-



samkeit“ jenseits aller Vielwisserei hinaus. Mit Recht konstatiert die Verfasserin, dass diese Imaginationen ihre Entsprechungen bei der bürgerlichen reichsdeutschen Frau im frühen 19. Jahrhundert hatten und auch einem estnischen und lettischen Frauenbild der Zeit entsprachen. Im deutschbaltischen Umfeld hatten sie jedoch eine besonders lange Lebensdauer, trotz mancher Bemühungen um Frauenbildung und Emanzipation. Diskussionen um den Bestand der Großfamilie angesichts beginnender Berufs- und Vereinstätigkeit dauerten bis 1939 an. Die Verfasserin beschäftigt sich im übrigen ausführlich mit den Töchterschulen, dem Hochschulzugang und den Berufschancen von Frauen, welche mit dem Ersten Weltkrieg zunahm. Im Zentrum der gründlichen Untersuchung steht Kap. 4, das den weiblichen Lebenswelten gewidmet und besonders ausführlich geraten ist (S. 115–317). Hier stützt sich die Verfasserin unter Einbeziehung der einschlägigen, zumeist deutschen familiengeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Literatur ganz auf die genannten Autobiographien und beurteilt dabei die „generationsübergreifende Perspektive“ ihrer Autorinnen angesichts der „zeitlichen Breite“ der Niederschriften überraschend positiv (S. 23). Lebensphasen zwischen Geburt, Verhältnis zu den Eltern, Konfirmation, Kontakt zum männlichen Geschlecht, Heirat, Eheleben, Ehekrise, Mutterschaft, eigenem und fremdem Haushalt, nationaler und ständischer Identität, Loyalitätsfragen und Verlusten stehen im Mittelpunkt. Manches tritt im Längsschnitt der unterschiedlichen Texte tatsächlich deutlich zutage. So wandelte sich z.B. das Verständnis der Konfirmation im Lauf der Zeit beträchtlich (S. 175–180): Im 19. Jahrhundert war die „baltische Konfirmation“ mit 17 Jahren für die meisten Mädchen ein Wendepunkt des Lebens, der Höhepunkt einer christlich-lutherischen Lehrzeit, auch die unmittelbare Voraussetzung für die Hoffnung auf eine baldige romantische Verlobung und Heirat. Für spätere Konfirmandinnen waren das Kleid und die erhoffte Teilnahme an der bevorstehenden Ballsaison zuweilen wichtiger. Der Unterricht wurde zunehmend als Zeit der Reglementierung empfunden. Das ausdifferenzierte Lebensphasenmodell soll der Zusammenfassung zufolge (S. 318–334) in der Summe „Einblicke in die Lebenswelten der Deutschbaltinnen gewähren“ (S. 318). Dieses Ziel wird ohne Zweifel erreicht.

Es bleibt jedoch fraglich, ob auf einer derartigen Quellengrundlage mehr erreicht werden konnte als die Schilderung und Charakterisierung unterschiedlicher Lebensbilder.

*Gert von Pistohlkors, Göttingen*

Transnational Societies, Transterritorial Politics. Migrations in the (Post-) Yugoslav Region 19th–21st Century. Ed. by Ulf Brunnbauer. München: R. Oldenbourg, 2009. 328 S., Abb., Tab., Ktn., Graph. = Südosteuropäische Arbeiten, 141. ISBN: 978-3-486-59163-7.

Der älteren Generation in (West-)Deutschland steht die Arbeitsmigration aus Jugoslawien in die Bundesrepublik während der 1960er Jahre noch aus eigener Anschauung vor Augen. Dass „Gastarbeiter“ aus einem kommunistischen Land kamen, nahm man seinerzeit nicht ohne Erstaunen zur Kenntnis, und es war wohl der sichtbarste Beleg dafür, dass sich die Staatsordnung Jugoslawiens deutlich vom Sowjetsystem der Warschauer-Pakt-Staaten unterschied, deren Bürger von den Reisemöglichkeiten der Jugoslawen in „den Westen“ nur träumen konnten. Fachhistoriker wussten freilich immer, dass die Arbeitsmigration aus der Balkan-Region bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht, schon in der Zwischenkriegszeit eine alltägliche Erscheinung war, sich der Zustrom von Arbeitskräften aus Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg also in einer geschichtlichen Kontinuität bewegte.

Wie der soeben in Berlin zu Ende gegangene 48. Historikertag gezeigt hat, sind nun, eine Generation nach dem Fall der Mauer und dem Zusammenbruch des sowjetischen Hegemonialsystems, Migration und Transnationalität in Europa auch in Deutschland in den Mittelpunkt historischer Forschung gerückt. Davon zeugt auch das hier anzuzeigende, von Ulf Brunnbauer (Regensburg) herausgegebene Buch. Es vereinigt die Referate, die im Dezember 2006 in Berlin auf der internationalen Konferenz „(Post-) Yugoslav Migrations. State of Research, New Approaches, Comparative Perspectives“ gehalten worden waren. Die Konferenz war mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung vom Herausgeber und von der 2009 ums Leben gekommenen Spezialistin für albanische Geschichte, Georgia Kretsi, (damals beide FU Berlin) veranstaltet worden. Sie hatte erklärtermaßen das Ziel, die seit 1990 in

sieben Nationalstaaten zerfallene Region Ex-Jugoslawiens als ein „Laboratorium historischer und gegenwärtiger Migrationsforschung“ zu perzipieren. Der Region gewidmete Fallstudien, so Brunnbauer in seinem Vorwort (S. 9), erlaubten es, alle mit Migration verbundenen brennenden Forschungsprobleme zu diskutieren – transnationale Verknüpfungen, Diaspora-Nationalismus, Auswirkungen der Emigration auf die Heimatgesellschaften, Wirkungen von Emigrationspolitik, Nationsbildung, Wandel von Migrationsformen bzw. Migrationsmustern, und das alles in Langzeitperspektiven. Darauf gerichtete Forschungsarbeiten lieferten zugleich wichtige Schlüssel zu einem tieferen Verständnis der Balkanregion selbst, in welcher es nicht nur Emigration, sondern auch Re-Emigration gab sowie mehr oder weniger enge Kontaktbeziehungen zwischen Heimat und nationalen Diasporastrukturen. Gerade dieses Phänomen war (und ist noch!) ein Faktor, der aus den sozio-ökonomischen und politischen Entwicklungen der Region nicht wegzudenken ist, und zwar umso weniger, als aus Ex-Jugoslawien stammende nationale Diasporagruppen teilweise schon über ein Jahrhundert auf ihre Heimatgesellschaften zurück- und einwirken.

Das Phänomen langanhaltender, stabiler Diaspora-Heimat-Beziehungen wird seit geraumer Zeit mit dem Konzept des Transnationalismus erforscht. In diese Forschungsrichtung wird der Leser vortrefflich durch den Aufsatz der Schweizer Migrationsforscherin Janine Dahinden eingeführt („Understanding (Post)Yugoslav Migration through the Lenses of Current Concepts of Migration Research: Migrant Networks and Transnationalism“, S. 251–265).

Das Buch vereinigt 13 Beiträge, die den Gegenstand zunächst überwiegend historisch bzw. diachron angehen, nationale Migrationsgruppen im Weiteren aber auch mit einem primär sozialwissenschaftlichen, insbesondere „familiensoziologischen“ Ansatz behandeln. Für den – keineswegs nur auf die Geschichte Südosteuropas spezialisierten – Historiker sind folgende Beiträge von herausragendem Interesse: Marjan Drnovšek, Ljubljana: *Fragments from Slovenian Migration History, 19th and 20th Centuries* (S. 51–72); Edwin Pezo, Regensburg: *‘Re-Conquering’ Space. Yugoslav Migration Policies and the Emigration of Non-Slavic Muslims to Turkey, 1918–1941* (S. 73–94); Aleksandar Miletić, Belgrad: (Extra-)In-

stitutional Practices, Restrictions and Corruption. *Emigration Policy in the Kingdom of Serbs, Croats, and Slovenes, 1918–1928* (S. 95–119); Karolina Novinščak, Regensburg: *The Recruiting and Sending of Yugoslav ‘Gastarbeiter’ to Germany: Between Socialist Demands and Economic Needs* (S. 121–143); Dubravka Mlinarić, Zagreb: *Emigration Research in Croatia: An Overview* (S. 169–191); Mirjam Milharčić Hladnik, Ljubljana: *From a Dollar Bill in an Envelope to a Petition to the White House: The Significance of Slovenian Migrants for Those Back Home* (S. 193–212).

Die Ursachen, Gründe und Motive für grenzüberschreitende Migration sind bekanntlich vielfältig und insgesamt sehr unterschiedlich. Im Falle der Region des ehemaligen Jugoslawien bildet aber traditionell die Arbeitsmigration den Schwerpunkt. Der Herausgeber hat daher diesen Aspekt für seine längere einleitende Abhandlung ausgewählt, die dem Buch einen gewissen Rahmen gibt und auch konzeptionelle Leitlinien markiert. Brunnbauer beschreibt den Wandel der Arbeitsmigration im geschichtlichen Längsschnitt eines Jahrhunderts. Zunächst entschieden sich die weitgehend aus der Landbevölkerung stammenden Migranten ganz überwiegend für die Auswanderung nach Amerika, wobei zu deren Kennzeichen gehörte, dass teilweise weit über die Hälfte der Auswanderer nach einigen Jahren in die Heimat zurückkehrte (S. 25). Nach dem Zweiten Weltkrieg löste Westeuropa, voran die Bundesrepublik Deutschland, die USA als Ziel-land „jugoslawischer“ Auswanderung ab. Den Zustrom von „Gastarbeitern“ bewirkten zum kleineren Teil Anwerbeaktionen; zum größeren Teil beruhte er auf Gesprächen und Erfahrungsberichten der Migranten selbst (S. 34f). Eine signifikante Rolle bei der Steuerung der Migration spielten transnationale, personelle Netzwerke.

Die Migranten rekrutierten sich aus allen Nationalitäten Jugoslawiens. Sie entwickelten wirtschaftlich motivierte „Migrationskulturen“ (S. 48), die sich bis in die Gegenwart als relativ stabil erwiesen haben. Die transnationale Dimension der Arbeitsmigration hat im Zerfallsprozess Jugoslawiens und in der Evolution seiner Teilrepubliken zu unabhängigen Nationalstaaten einen nationalpolitischen Akzent bekommen. Die Diasporen der Titularnationen wurden zu politischen Ressourcen der postkommunistischen Neustaatenbildung.

Im Allgemeinen weiß jeder, der sich wissenschaftlich mit Südosteuropa beschäftigt, um die besondere, große Bedeutung, welche die Migration in der bzw. für die Region besessen hat und weiter besitzt. Man denke nur an die Problematik der Bürgerkriegsflüchtlinge der 1990er Jahre. Das Verdienst Ulf Brunnbauers ist es, dass er diesem in nationaler und sozialer Hinsicht unendlich facettenreichen, hoch komplexen, in vieler Hinsicht diffusen und daher naturgemäß schwer überschaubaren Phänomen der Migration zu Leibe gerückt ist und mit einem brauchbaren methodologischen Instrumentarium für ein besseres, tieferes Verständnis des Publikums aufgeschlossen hat. Nicht nur für die mit Südosteuropa befassten Historiker und Migrationsforscher öffnet Brunnbauers Buch gute Zugänge zu einer für die Region Ex-Jugoslawiens und darüber hinaus besonders wichtigen Materie. Die Nützlichkeit des Buches für weitere, auch und gerade für vergleichende Forschungen wird durch zahlreiche Tabellen, Statistiken und nicht zuletzt eine ausführliche Bibliographie (S. 299–325) erhöht.

In Zeiten knapper Kassen muss man der Fritz Thyssen Stiftung besonders dankbar sein, dass sie dieses Projekt mitsamt der Veröffentlichung seines Ertrages gefördert und ermöglicht hat.

*Otto Luchterhandt, Hamburg*

SIMON PIRANI: *The Russian Revolution in Retreat, 1920–1924. Soviet Workers and the New Communist Elite.* London, New York: Routledge, 2008. XIV, 289 S., Abb. = BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies, 45. ISBN: 978-0-415-43703-5.

Warum wurde aus der Russischen Revolution, was aus ihr wurde? Simon Pirani geht diese alte Frage noch einmal neu an – *expressis verbis* von einem sozialistischen Standpunkt aus. „Sozialistisch“ bedeutet für den Autor zunächst ganz klassisch, die Revolution als emanzipatorische Bewegung der Arbeiterklasse zu deuten, die auf die Überwindung entfremdeter Arbeit und kapitalistischer Produktionsbeziehungen im Allgemeinen abzielte. Als methodische Grundlage der Studie soll dabei die nichtessentialistische Klassentheorie von E. P. Thompson dienen – von der man allerdings nach der Einleitung nichts mehr hört und liest; empirisches Anschauungs- und Demonstrationsobjekt ist die Moskauer Arbeiterschaft.

Ausgangspunkt von Piranis Studie ist seine Feststellung, dass die Russische Revolution als eines der folgenreichsten Schlüsselereignisse des 20. Jahrhunderts in Russland schon nach wenigen Monaten an ihr Ende kam: Denn aufgrund der Versorgungsprobleme und des beginnenden Bürgerkrieges ersetzten die Bol'seviki die freie Arbeitsorganisation in den Fabriken schnell wieder durch Arbeitsdisziplin und Ein-Mann-Führung.

Damit trat nach Pirani keineswegs die Essenz des Bolschewismus zutage. Vielmehr seien es die Umstände gewesen, die basisdemokratische Ansätze in der Partei zugunsten autoritärer Herrschaftsverfahren in den Hintergrund gedrängt hätten. Auch für die Entwicklung der Arbeiterklasse selbst seien die Umstände verderblich gewesen: Die Bürgerkriegsphase habe die Bereitschaft hervorgebracht, einem „Gesellschaftsvertrag“ (*social contract*) zuzustimmen, nach dem die Arbeiterklasse zugunsten materieller Grundversicherung und Hebung des Lebensstandards auf politische Mitbestimmung verzichtete und der Partei der Bol'seviki die Herrschaft überließ. Dieser Gesellschaftsvertrag soll Pirani zufolge auf so festem Grund gestanden haben, dass die „Arbeiteropposition“ nach dem Ende des Bürgerkrieges nie eine reale Chance hatte, das Monopol der Bol'seviki in Frage zu stellen.

Die Revolution starb an der Herausbildung eines neuen Klassenantagonismus: Die Parteilite bemächtigte sich der Partei und sei so an die Stelle der alten herrschenden Klasse getreten – die Arbeiterklasse sei damit erneut Gegenstand von Disziplinierung, Unterdrückung und Ausbeutung geworden. Ob ein auf die ganze Russische Revolution gerichtetes Erkenntnisinteresse sich auf Parteilite und Moskauer Arbeiterschaft beschränken und einen weiteren wichtigen Faktor – die Bauern – ohne weiteres außer Acht lassen kann, sei dahingestellt.

Das latent durchschimmernde Thema des Buches ist die vertane Chance auf eine bessere Welt, und Piranis Sympathie gehört denjenigen Arbeitern, aber auch Intellektuellen und Schriftstellern, die von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit träumten. Das ist legitim, aber problematisch, wenn sozialistische Utopien als reale historische Alternativen gedacht werden.

Pirani verzichtet darauf, der Frage nachzugehen, ob sich in der Entwicklung der Russischen Revolution nicht diejenigen Grundlagen durch-

setzten, die Lenin mit der Begründung einer hierarchisierten Kaderpartei bereits lange vor der Revolution gelegt hatte. Auch wird die Frage nicht ernsthaft diskutiert, ob Manichäismus und Machiavellismus der Bol'seviki nicht gerade den Kern der revolutionären Entwicklung seit Winter 1917 darstellten. Für Pirani scheint die Revolution eine absolute historische Entität zu sein, die sich intrinsisch durch Aufhebung der Klassengesellschaft sowie durch massendemokratische Partizipation auszeichnet und die von den Bol'seviki buchstäblich verfälscht wurde. Das scheint auch der Titel anzudeuten, nach dem die Revolution seit 1920 „auf dem Rückzug“ gewesen sei. Die implizite Annahme, dass eine Revolution ein Moment anarchischer Gleichberechtigung aller Menschen sei und außerdem als solche auf Dauer gestellt werden könnte, wird nicht jeder teilen wollen. Dass umgekehrt revolutionäre Staatsbildung ein starkes Moment der Einschränkung von Freiheit und politischer Gleichheit in sich trug, muss nicht verwundern. Die Frage ist wahrscheinlich nicht ob, sondern nur, in welchem Maße sich soziale Ungleichheit dabei ausbildete.

Damit kommen wir zu den Stärken des Buches, die eindeutig im empirischen Bereich liegen. Pirani entfaltet in den ersten sechs Kapiteln ein umfassendes Panorama der Moskauer Arbeiterschaft und zeigt überzeugend die 1920/21 weitverbreitete Ernüchterung über die Diskrepanz zwischen Utopie und Realität. Er macht deutlich, dass es nicht nur die politische Entmachtung der Basis sowohl in den Betrieben als auch in der Partei war, die so ernüchternd wirkte, sondern allem voran die materielle Privilegierung der neu entstehenden Herrscherklasse.

Diese Klasse der höheren Parteifunktionäre wird im siebenten Kapitel vorgestellt; sie erhält dabei aber nicht das scharfe Profil, das man angesichts der Fragestellung erwarten könnte. Die letzten beiden Kapitel schließlich sind der Praxis des Sozialkontrakts und der endgültigen Machtübernahme der von Stalin angeführten Parteielite gewidmet.

Das von Pirani gut aufbereitete empirische Material ist beeindruckend, aber wir erfahren dadurch allenfalls interessante Details, grundsätzlich Neues jedoch nicht. Dass Anspruch und Wirklichkeit der Revolution von Beginn an auseinanderfielen, ist gut bekannt. Auch der Umstand, dass sich bereits früh andeutete, was dann

als „Nomenklatura“ in der Sowjetunion seine Form fand, ist wohl weitgehend unstrittig. Das innovative Element des Buches wiederum ist zugleich das problematischste: die Interpretation der Entwicklung des revolutionären Staates als Neuauflage des Klassenantagonismus. Es gelingt Pirani meines Erachtens nicht, „die Arbeiterschaft“ als historischen Akteur oder zentralen Bezugspunkt der Arbeiter zu erfassen – im Gegenteil: Die meisten Belege deuten eher auf einen Mangel an Klassenbewusstsein und entsprechender Praxis hin. Dass in verschiedenen Kontexten immer wieder „Wir-und-sie“-Dichotomien festgestellt werden können, ist dabei noch kein Beweis für Klassenbewusstsein, denn diese Dichotomien verliefen nicht nur zwischen ‚oben‘ und ‚unten‘, sondern auch zwischen Belegschaften, Branchen, den Geschlechtern, entlang von ethnischer Differenz und regionaler Herkunft. Es scheint wenig gewonnen, wenn man eine Klasse konstruiert, deren einziges Kriterium in der Exklusion von Privilegien besteht. Im Gegenteil – die Binnendifferenzen und Strukturen dessen, was man als Arbeiterschaft bezeichnen kann, drohen zu verschwimmen.

Plausibler scheint die Rede von der Klasse im Falle der entstehenden Nomenklatura. Doch auch hier stellt sich die Frage, ob sie nicht allenfalls eine interessante Metapher ist, aber als analytische Kategorie den Blick auf die Besonderheiten der neu entstehenden sowjetischen Oberschicht eher verstellt. Erweisen sich Klassenmodelle schon bei der Beschreibung „kapitalistischer“ Gesellschaften als zu sperrig, so scheint dies gerade in der frühen Sowjetunion der Fall zu sein, in der weder von Privatbesitz der Produktionsmittel, noch von fast unüberwindlichen kulturellen oder gesellschaftlichen Barrieren die Rede sein kann.

Kurzum: Die gut recherchierte Basis des Buches trägt schwer an seinem theoretischen Überbau.

*Felix Schnell, Berlin*

OXANA STUPPO: Das Feindbild als zentrales Element der Kommunikation im Spätstalinismus. Der Fall Sverdlovsk 1945–1953. Wiesbaden: Harrassowitz, 2007. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 70. ISBN: 978-3-447-05523-9.

Die Analyse von Feindbildern im Stalinismus ge-

hört zu den wahrhaft anspruchsvollen Unternehmungen der Historiker. Einerseits ist es unmöglich, den Stalinismus ohne seine Feindparanoia zu denken. Andererseits aber erfordern gerade die Omnipräsenz, Beliebigkeit und Inhaltsleere stalinistischer Feindzuschreibungen eine präzise Fragestellung und Konzeption. Wie nagelt man einen Pudding an die Wand?

Die Autorin des vorliegenden Buches, Oxana Stuppo, versucht diesem Problem mittels zeitlicher und räumlicher Beschränkung beizukommen. Ihre Studie, die auf einer am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt geschriebenen Dissertation basiert, untersucht die Kommunikationsmechanismen von Feindbildern im Gebiet Sverdlovsk. Oxana Stuppo konzentriert sich mit dem Spätstalinismus dabei auf eine Zeit, die im Gegensatz zu den zwanziger und dreißiger Jahren bisher nicht im Fokus der historischen Feindbildforschung stand. Ihre Entscheidung begründet die Autorin etwas lakonisch mit dem Hinweis darauf, dass „das ganze Gerüst des Stalinismus von dessen höchstem Punkt aus erkennbarer ist“. (S. 17) Warum ihr der Spätstalinismus als der „höchste Punkt“ des Systems gilt, erklärt Oxana Stuppo allerdings nicht. Ebenso wenig lässt sie sich auf eine historische Charakterisierung der spannungsreichen Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und im beginnenden Kalten Krieg ein.

Die ersten drei Kapitel, die fast die Hälfte der knapp zweihundert Seiten einnehmen, haben mit einer historisch-empirischen Feindbildanalyse zunächst wenig zu tun. Dass sich die Autorin im ersten Teil der Begriffsdefinition und der Bedeutung von Feindbildern im Stalinismus zuwendet, ist nachvollziehbar. Dennoch hätten die theoretischen Betrachtungen ebenso wie die dann folgenden Kapitel zum Problem der „öffentlichen Meinung“ im Stalinismus und zum Sverdlovsker Gebiet zugunsten der bemerkenswerten Fallbeispiele komprimiert werden können.

Deren Beschreibung beginnt im vierten Kapitel mit der Untersuchung der Feindbildkommunikation in der ländlichen Bevölkerung. Hier gelingt es Oxana Stuppo, anhand von Beschwerdebriefen an die Moskauer Staats- und Parteizentrale zu zeigen, wie politisch verordnete Feindzuschreibungen von der Landbevölkerung in der eigenen Lebenswelt kommuniziert wurden. Am 19. Dezember 1946 ordnete der Erlass des Ministerrates der UdSSR an, alle „Feinde der Kolchos-

ordnung“, „raffgierigen Elemente“ und „parasitären Nichtstuer“, die den Wiederaufbau der Nachkriegswirtschaft sabotierten, aufzuspüren. Die Bauern folgten dieser Anweisung auf ihre Weise und entledigten sich der oftmals ungeliebten Kolchosvorsitzenden, die, häufig aus anderen Landesteilen entsandt, Fremde blieben und die traditionellen Funktionen der Dorfältesten nicht erfüllten. Im Jahr 1947 nahm die Absetzung der Kolchosvorsitzenden solche Ausmaße an – im Gebiet Sverdlovsk waren allein 700 Vorsitzende strafrechtlich verfolgt worden –, dass Moskau wiederum per Erlass weitere Ablösungen ohne gesonderte Überprüfung untersagte. Als der Landbevölkerung bewusst wurde, dass ihre Beschwerden wirkungslos blieben, wurden sie eingestellt. Neben dem hier skizzierten Fall liefert das vierte Kapitel eine ganze Reihe aufschlussreicher Beispiele für die eigensinnige Kommunikation von stalinistischen Feindbildern in der sowjetischen Provinz. Es ist zu bedauern, dass die Autorin das heuristische Potential ihres Materials nur bedingt zu nutzen wusste. Es hätte die Möglichkeit für eine spannende Mikrostudie geboten, die hätte zeigen können, wie langlebige Feindbildhüllen und eingeübte Ausschlussrituale der dreißiger Jahre unter den besonderen Bedingungen der stalinistischen Nachkriegsgesellschaft wirkten. So betraf die Stigmatisierung beispielsweise auch Kriegswitwen, denen vorgeworfen wurde, die hohen Arbeitsnormen nicht zu erfüllen, stattdessen aber die moralische Ordnung des Dorfes zu bedrohen.

In den folgenden Kapiteln untersucht Oxana Stuppo die Funktionsmechanismen der antisemitischen Kosmopolitismuskampagne im universitären Milieu und die Wahrnehmung der repatriierten Sowjetbürger aus China sowie der Deutschen im Gebiet Sverdlovsk. Auch hier bietet das Buch einen guten Einblick in die Wirkungs- und Kommunikationsmechanismen politischer Feindbilder im sowjetischen Provinzalltag nach 1945. Leider aber geht die Autorin nicht darüber hinaus. Die historische Analyse der Fallbeispiele bleibt zu oft an der Oberfläche, und sie wirkt, in Abhängigkeit vom zugänglichen Archivmaterial, zufällig. Eine inhaltliche Schwerpunktsetzung hätte diesem Gesamteindruck entgegenwirken können. Denn dass es sich bei der Kommunikation stalinistischer Feindbilder in der sowjetischen Provinz um ein lohnendes Forschungsfeld han-

delt, hat das Buch von Oxana Stuppo allemal gezeigt.

*Claudia Weber, Hamburg*

BRIAN BONHOMME: *Forests, Peasants, and Revolutionaries. Forest Conservation and Organization in Soviet Russia, 1917–1929*. Boulder, CO: East European Monographs; New York: Columbia University Press 2005. 252 S. = East European Monographs, DCLIV. ISBN 0-88033-553-X.

Die Geschichte des Waldes wird meist in eine ökologische Nische verwiesen und derjenige mitleidig als grüner Waldschrat belächelt, der meint, sich damit ernsthaft beschäftigen zu wollen. Diese abschätzige Sicht geht über wichtige Punkte leichtfertig hinweg. Seit Jahrzehnten gibt es eine international gut institutionalisierte *scientific community* von Waldhistorikern. Sie hat sich in einem eigenen Verband organisiert und gibt mit der „Forest History“ eine eigene Zeitschrift und mehrere Schriftreihen heraus. In vielen dieser Publikationen geht es keineswegs um eine Verklärung der Bäume oder um die Heldengeschichte von Förstern und Holzfällern. Vielmehr bietet die Geschichte des Waldes einen interessanten Fokus, um – jenseits einer eng gefassten Umweltgeschichte – Staat und Gesellschaft bewegende Themen zu diskutieren und so wichtige Beiträge zur allgemeinen historischen Forschung zu leisten. In allen Epochen war der Wald Lebensraum, Ressource und kulturelle Projektionsfläche. Seine Entwicklung bestimmte Lebens-, Wirtschafts- und Denkweisen. Bäume wurden als nachwachsender Brenn- und Rohstoff und zugleich als Sinnbild nationaler Identität genutzt. Was dem Deutschen die Eiche, war und ist dem Russen die Birke und dem Sibirjaken die Zeder.

Im Rahmen der russisch-sowjetischen Geschichte fällt dem Wald eine besondere Bedeutung zu. Die gigantische Landmasse Russlands ist zur Hälfte mit Wald bedeckt. Hier befindet sich knapp ein Viertel des weltweiten Waldbestandes. Weit mehr als seine europäischen Standesgenossen lebte der russische Bauer vielerorts im und vom Wald. Er stritt daher ständig mit Gutsherr und Staat um Nutzungsrechte. Der Umgang mit dem Wald beschäftigte so Politik und Öffentlichkeit. Soziale Konflikte, bürokratische Reformen und kulturelle Entwicklungen schrieben sich in die russisch-sowjetische Waldgeschichte ein.

Die publizierte Doktorarbeit von Brian Bonhomme beschäftigt sich insbesondere mit der Gesetzgebung und den damit verbundenen Schutzmaßnahmen, um den Waldreichtum effizient auszubeuten, ihn zugleich aber auch zu bewahren. Daran lässt sich deutlich machen, wie der zunehmend wissenschaftliche und planwirtschaftliche Umgang des Sowjetstaates mit seinen Waldbeständen in Widerspruch zu den Vorstellungen der Bauern geriet, die Bäume als Geschenk Gottes an diejenigen betrachteten, die das Land bewirtschafteten und damit ihren Lebensunterhalt bestritten. Der 1923 erlassene neue Waldkodex folgte mit seinen Schutzbestimmungen dem damals üblichen internationalen Naturschutz und ging ihm in manchen Punkten sogar voraus. Allerdings haperte es mit der Umsetzung der Vorschriften. Zwischen Rechtsanspruch und Rechtswirklichkeit klaffte eine große Lücke. Angesichts massiver illegaler Abholzungen und einer Übernutzung der forstwirtschaftlichen Ressourcen durch die offiziellen Stellen war es um den Wald in den zwanziger Jahren nicht gut bestellt. Zudem entbrannte zwischen dem staatlichen Forstpersonal und den Bauern ein erbitterter Kampf, der nicht selten in Gewalt umschlug. Im Verlauf mehrerer Monate wurden 1923–1924 allein 85 Förster und Forstwissenschaftler bei der Ausübung ihres Dienstes von den widerständigen Bauern ermordet.

Der explosive Konflikt zwischen Bauernschaft und Sowjetstaat stellt das alles beherrschende Thema des Buches von Brian Bonhomme dar. Er sieht in diesem sich zuspitzenden Spannungsverhältnis, das sich auf dem Weg der Gesetze und der administrativen Kontrolle nicht entschärfen ließ, einen Grund dafür, weshalb es mit der Zwangskollektivierung zu einer brachial erzwungenen Neuordnung der Agrarverhältnisse und der Waldnutzung kam. Der Sowjetstaat beanspruchte nicht nur den größten Teil des Getreide-, sondern auch des Baumbestandes für sich, um seine ehrgeizigen Industrialisierungsziele erreichen zu können. Leider wird die eigentlich interessante Zeit nach 1925 von Bonhomme nur in Form eines sechsseitigen Epilogs abgehandelt. Seine Darstellung konzentriert sich ganz auf die knappe Dekade von 1917 bis 1923, in der die sowjetische Waldgesetzgebung Gestalt annahm und entscheidende Weichen für die weitere Entwicklung gestellt wurden. Dem Hauptteil vorange-

stellt ist mit mehr als 50 Seiten das längste Kapitel des Buches. Es behandelt eingehend die russische Forstgesetzgebung und die Waldschutzmaßnahmen seit Peter dem Großen und gibt einen nützlichen Überblick für die Zeit bis 1917.

Bonhomme wertet vor allem Gesetzestexte und Artikel sowjetischer Fachzeitschriften aus. Er greift nur punktuell auf die seit den neunziger Jahren einsehbaren archivalischen Quellen zurück. Sein Zugang ist konventionell, auch wenn er mit seiner rechtshistorischen Sichtweise mitunter zentrale politik- und sozialhistorische Themen in den Blick nimmt. Insgesamt gesehen, ist der Fokus aber eng geführt. Insbesondere die kulturelle Bedeutung des Waldes wird vernachlässigt, so dass interessante Fragen unbeantwortet bleiben. Gerade die kulturhistorische Wende in den Geschichtswissenschaften hat die Forscher aber mit einem Bündel von neuen Fragen ausgestattet und der Waldgeschichte weiterführende Perspektiven eröffnet. Folglich handelt es sich um eine nützliche, wenn auch um keine mitreißende Monographie. Ihre Lektüre weckt das Interesse, mehr über die Geschichte des russischen Waldes zu erfahren. Wer sich näher über die Relevanz der neueren Forst- und Umweltgeschichte informieren will, sollte Bonhommens Buch unbedingt in Verbindung mit den Werken von DOUGLAS WEINER, CHRISTOPHER ELY, JANE COSTLOW und STEPHEN BRAIN lesen.

*Klaus Gestwa, Tübingen*

JÖRN HASENCLEVER: Wehrmacht und Besatzungspolitik in der Sowjetunion. Die Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete 1941–1943. Paderborn [usw.]: Ferdinand Schöningh, 2009. 613 S., Ktn., Tab. = Krieg in der Geschichte, 48. ISBN: 978-3-506-76709-7.

Allmählich verschwinden die weißen Flecken unerforschter Gebiete auf der Karte nationalsozialistischer Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion. Sie nehmen eine tiefrote Farbe an als Symbol blutiger Unterdrückung, für die der militärischen Führung vor Ort, den einzelnen Kommandeuren lediglich graduell unterschiedlich, ein hohes Maß an Verantwortung zuzumessen ist. Eben dies ist die Quintessenz einer bereits in den „Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas“ vorgestellten Studie über die Oberbefehlshaber im Krieg, die auch für die Beurteilung der Be-

fehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete (Berück) gilt. Bei den rückwärtigen Heeresgebieten Nord (Befehlshaber General Franz von Roques), Mitte (General Max von Schenkendorff) und Süd (Generale Karl von Roques 1941–1942, Erich Friderici 1942–1943) handelte es sich um solche Territorien, die die kämpfenden Armeen bereits durchzogen hatten und die einer Militärverwaltung als administrativem Provisorium unterstellt wurden. Sie gingen dann teilweise in den errichteten Reichskommissariaten Ostland und Ukraine auf, blieben aber in weitaus größerer Ausdehnung wegen des unerwartet negativen Kriegsverlaufs bestehen, ehe Hitler sie im Zuge der sowjetischen Offensive vom Herbst 1943 auflöste.

Das vorliegende Buch durchzieht eine dreidimensionale Thematik. Diese beinhaltet zum einen die Geschichte einer militärischen Okkupationsverwaltung, die in Struktur und Wirksamwerden bestimmt war von der vom „Führer“ gestellten Aufgabe, das beherrschte Land wirtschaftlich auszubeuten und einer volkstumpolitisch motivierten Säuberung zu unterziehen. Das bedeutete die Ausrottung der Juden und die Vernichtung der Intelligenz der übrigen Bevölkerung, die auf einen Helotenstatus herabzudrücken war. Neben diesem Sachkomplex, aber dazu in engem Kontext, figuriert ein diesen stark personalisierender biografischer Teil. Das heißt, im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die vier genannten Befehlshaber und deren individuelle Verantwortlichkeit für das völkerrechtswidrige Gebaren eines auf Unterdrückung ausgerichteten Besatzungsregimes. Man erwartet gespannt die Urteilsfindung des Autors, der den Leser im biografischen Vorspann bereits wissen lässt, dass als Berück lediglich Karl von Roques im OKW-Prozess der Verbrechen gegen Frieden und Menschlichkeit angeklagt und verurteilt wurde. Als letztthematische Leitlinie verfolgt der Autor die berufliche Sozialisation der Generale vom Kaiserreich zum „Dritten Reich“, um zu möglicherweise differenzierenden Erklärungsansätzen für das Verhältnis der Berück zum Nationalsozialismus, aber auch für ihr Aufgabenverständnis zu gelangen.

Dieses methodische Vorgehen spricht für den sensiblen Umgang mit den Hauptfiguren, deren Denken und Tun in eine historische Bewusstseinsgenese gestellt ist. Das verdeutlicht exem-

plarisch die Behandlung der Juden: Ohne eigentlich Judenhasser zu sein, verwendet Schenckendorff schon während des Ersten Weltkrieges antisemitische Stereotype, die jedoch klassisch-konservativer Denktradition entsprachen. Wenn er das Vorgehen von SS und Polizei bei ihrem Vernichtungsfeldzug gegen die Juden unterstützte, dann als NSDAP-Mitglied wegen der vermeintlichen Identität von Bolschewismus und Weltjudentum. Exzesse wie die eines Polizeibataillons, denen 800 Juden in einer in Brand geschossenen Synagoge zum Opfer fielen, verurteilte der General wegen seiner Gleichstellung von Jude und Partisan ebenso wenig wie das Wüten der SS z. B. in den Pripjetsümpfen, wo Zigtausende von Juden ermordet wurden. Wehrmachtverbände waren in dieses Morden einbezogen. Auch Karl von Roques unterstützte Himmlers Schergen bei der systematischen Vernichtung der Juden. Er wandte sich allerdings grundsätzlich und in zahlreichen Einzelfällen energisch gegen die Teilnahme von Wehrmachtangehörigen an Ausschreitungen gegenüber der vorwiegend jüdischen Bevölkerung. Franz von Roques protestierte bei den Einsatzkommandos gegen Judenerschießungen, konnte letztlich jedoch Pogrome nicht verhindern, setzte aber die Wehrmacht scharf von diesen ab. Die Lösung der sogenannten Judenfrage empfand Friderici nicht als moralische Belastungsprobe. Er hatte sich mit ihr schon als Wehrmachtbevollmächtigter in Böhmen und Mähren befasst und die Auswanderung der jüdischen Bevölkerung empfohlen, da ihm „das radikale Mittel einer physischen Ausrottung ... unter normalen Umständen nicht möglich“ erschien, wie er den Chef des OKW, Wilhelm Keitel, wissen ließ (Zit. S. 552). In der besetzten Sowjetunion herrschten fürwahr auf Grund der definierten Kriegsziele keine normalen Umstände und folglich erhob der General gegen das Massenmorden der SS keine Bedenken. Das galt auch für das Prinzip, bei Vergeltungsmaßnahmen gezielt Juden als Geiseln zu nehmen und auch durch Wehrmachteinheiten liquidieren zu lassen.

Die Berück besaßen nicht die absolute Macht in ihrem Distrikt. Sie unterstanden höheren militärischen Befehlsgebern und hatten im Spannungsfeld eines polykratischen politischen Systems differierende Interessen, z. B. zwischen den Reichsministerien für die besetzten Ostgebiete und für Ernährung, auszugleichen. Die Aushe-

bung von Zwangsarbeitern für das Reich musste mit dem Wehrmachtbedarf vor Ort in Einklang gebracht werden. Eine bewusste Aushungerungspolitik hatte dort ihre Grenze, wo die Arbeitskraft der einheimischen Bevölkerung im Dienst der Besatzer aufrecht erhalten werden musste. Die angestrebte, lediglich vierjährige Schulzeit machte bis zur Arbeitspflicht mit 15, dann 14 Jahren, Jugendbetreuung notwendig und erschien daher fragwürdig.

Zusammen mit den Ergebnissen anderer Veröffentlichungen kann man sich nun ein detailliertes Bild von den desaströsen Existenzbedingungen der überlebenden Bevölkerung unter deutscher Herrschaft in der Sowjetunion machen. An der systematischen Ausrottung der Juden unter Mitwisser- und -täterschaft der oberen Wehrmachtführung besteht kein Zweifel mehr. Die Lebensraumstrategie wird in der Vielfalt ihrer Facetten deutlich. Ihre Protagonisten sind nicht nur in den Reihen der Nationalsozialisten zu suchen, sondern es waren die konservativen Militäreliten, die den Wahnvorstellungen eines Hitler und Konsorten im Weltmaßstab Realität zu verschaffen suchten. Unser heutiger Wissensstand enthüllt die militärischen Memoiren über den Ostfeldzug als Selbstentschuldungsschriften. Die nach Maßgabe von Generalfeldmarschall von Kuchler verfertigten Gutachten der Generale in Gefangenschaft (Historical Division) besitzen ähnliche Qualität: „Es werden deutsche Taten, vom deutschen Standpunkt gesehen, festgelegt und dadurch unseren Truppen ein Denkmal gesetzt“ (Zit. S. 132). Die Uneinsichtigkeit der Berück in ihr menschenverachtendes Unrechtstreiben lässt sich nur mit Hasenclever als „moralische Deformation“ (S. 558) erklären, indem er Franz von Roques im Jahre 1951 zitiert: „Wenn man einen Vergleich mit den Maßnahmen der Sieger in Deutschland nach 1945 und unseren im Heeresgebiet Nord anstellt, so muss man feststellen, dass wir weit großzügiger verfahren sind und viel weniger in die private Sphäre der Bevölkerung eingegriffen haben als jene und wenn, dann geschah es unter der harten Notwendigkeit des Krieges“. (Zit. ebd.) Sein Vetter Karl von Roques schrieb als Häftling in Nürnberg: „Die Anklagebehörde hat 1500 Dokumente uns 12 Angeklagten vorgelegt ... (Verbrechen gegen den Frieden und gegen die Menschlichkeit), obwohl jeder von uns nichts weiter getan hat, als seine Pflicht“



(S.105). Die Pflicht zum Verbrechen?

*Hans-Erich Volkmann, Freiburg i.Br.*

CLAUDIA KRAFT (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg. Soziale Praxis und Konstruktionen von Geschlechterbildern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 17. bis 20. November 2005. München: Oldenbourg, 2008. 314 S., Tab. = Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 25. ISBN: 978-3-486-57694-8.

Der vorliegende Band vereint die Beiträge der Jahrestagung des Collegium Carolinum von 2005 und bildet zugleich die chronologische Fortsetzung der am Deutschen Historischen Institut Warschau entstandenen Sammelwerke zur Geschlechtergeschichte Ostmitteleuropas (Sophia Kemlein (Hrsg.) *Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848–1918*. Osnabrück 2000; Johanna Gehmacher, Elizabeth Harvey, Sophia Kemlein (Hrsg.) *Zwischen Kriegen. Nationen, Nationalismen und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa 1918–1939*. Osnabrück 2004). Nunmehr kann insbesondere auch dank der souveränen Einleitung CLAUDIA KRAFTS zum jüngsten Band bezüglich der Geschlechtergeschichte Ostmitteleuropas nicht mehr die Rede von einem „weißen Fleck“ sein.

Als Signum der Epoche des Kalten Krieges und roter Faden, der sich durch alle Beiträge zieht, erweist sich die Emanzipationspolitik der sozialistischen Staaten, die den Frauen deutlich höhere Partizipationschancen in Bildung und Beruf eröffnete, als dies zur selben Zeit in Westeuropa der Fall war. Der Preis, den die Frauen für ihre Rolle in der Öffentlichkeit zahlten, war aber die „Doppelbelastung“ durch Beruf und Familie, da die Männer nicht in demselben Maße zusätzliche Aufgaben im privaten Bereich übernahmen und die tatsächlichen staatlichen Unterstützungsmaßnahmen im Realsozialismus für Familien hinter dem propagandistischen Anspruch zurückblieben. Zudem ist für alle hier betrachteten Länder zwischen einer ersten Phase der Sowjetisierung, in der Frauen ohne Rücksicht in männliche Rollen und männliche Berufe gezwungen wurden, und einer späteren Phase des Staatssozialismus zu unterscheiden, in der eine Rückwendung zu traditionelleren Rollenverteilungen zwischen

den Geschlechtern erfolgte.

Die Tatsache, dass die positive Diskriminierung von Frauen in Beruf und Bildung mit dem ungeliebten sozialistischen Staat konnotiert wurde, erwies sich in der Transformationsperiode als Bumerang für die Frauen, wie B. Nagy am Beispiel Ungarns zeigt. Migrantinnen hingegen, die den Ostblock durch Flucht oder Heirat verließen, machten die Negativerfahrung, dass sie in den Zielländern in familiäre Rollen zurückgedrängt wurden (A. Pető).

Die Ausweitung der Frauenrechte in Theorie und Praxis schloss eine gleichzeitige Stabilisierung der Geschlechterhierarchien nicht aus, wie vor allem die Beiträge von N. Stegmann über die Interpretation des Gleichheitspostulats in der Tschechoslowakei bis 1948, von M. Fidelis über das polnische Abtreibungsgesetz von 1956 und P. Schindler-Wisten über die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau in tschechischen Dissidentenfamilien deutlich machen. Auch die Analysen der Themenkreise Elternschaftsplanung und Verhütung in Frauenzeitschriften der BRD und der Slowakei (A. Šalingová), des von der Propaganda in Polen und der DDR vermittelten Bildes der sowjetischen Frau (J. Behrends) sowie des Einflusses bezahlter Arbeit auf weibliche Identitätskonstruktionen in der Tschechoslowakei (D. Musilová) kommen zum Resultat, dass die Einbindung der Frauen ins Erwerbsleben traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit und Mutterschaft nicht zum Verschwinden brachte. Vielmehr erwies sich die als harmonische Verbindung von Erwerbsarbeit und Mutterschaft beschönigte Doppelbelastung als eine neuartige Form von Diskriminierung der Frauen im Staatssozialismus. M. Mazurek, die sich mit Methoden der Soziologie und der Konsumforschung dem Phänomen der Warteschlange als räumlichem Ausdruck der Mangelwirtschaft in Polen zuwendet, arbeitet heraus, wie in der Schlange und in der zeitgenössischen Debatte über das Schlange stehen soziale Hierarchien gefestigt und aktualisiert wurden und gleichzeitig die Familie insgesamt gegen externe Autoritäten gestärkt wurde.

G. Pickhan beklagt die Ausblendung des „Machtinstinkts“ in den bisherigen Studien über die polnische Kommunistin und Schriftstellerin Wanda Wasilewska, worin sie zu Recht einen *gender bias* der Forschung sieht. Mit Hilfe von Lebenswegerzählungen rekonstruieren E. Z. Tóth

das Schicksal von Arbeitsmigrantinnen innerhalb Ungarns sowie D. Kałwa und E. Szpak den Alltag in den staatlichen Landwirtschaftsbetrieben der Volksrepublik Polen. Weitere Themen des Bandes sind ein Überblick über die Frauenorganisationen in der tschechischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts (K. Jechová), die „Trümmerfrauen“ in Dresden und Warschau nach dem Zweiten Weltkrieg (A.-S. Pappai) sowie die Weiblichkeitskonzepte von KP-Funktionären in der slowakischen Provinz (M. Zavacká).

Die Autorinnen und Autoren bleiben in ihren Analysen durchwegs heterosexuellen Deutungsmustern verpflichtet. Will man aus dem Band Desiderate für die weiterführende Forschung über Geschlecht in Ostmitteleuropa ableiten, so ist daher zuallererst nach dem Los von Menschen, deren sexuelle Orientierung von der heterosexuellen Norm abwich, in den staatssozialistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas zu fragen. Insgesamt jedoch handelt es sich um einen außerordentlich lesenswerten Band, der theoriegeleitete Geschlechterforschung mit innovativen Methoden wie etwa der *oral history* kombiniert und neue Agenden wie die Konsumforschung aufgreift.

*Stefan Wiederkehr, Berlin*

CHRISTA HÜBNER, PETER HÜBNER: Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968–1976. Mit einem Beitrag von Christoph Boyer zur Tschechoslowakei. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2008. 520 S. = Zeithistorische Studien, 45. ISBN: 978-3-412-20203-3.

Das vorliegende Buch, das thematisch an die im Rahmen der „Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945“ herausgegebenen Arbeiten anknüpft, wurde als Band 45 der Reihe „Zeithistorische Studien“ veröffentlicht. Die bisher in den erwähnten Reihen publizierten Analysen der deutschen Sozialpolitik werden in diesem Buch um eine vergleichende Perspektive angereichert. Den Autoren geht es allerdings primär nicht um eine Analyse der Sozialpolitik, sondern um eine Untersuchung der sozialistischen Diktatur. Die Sozialpolitik wird hier einmal als Mittel der Stabilisierung des Machtsystems und zum anderen als Komplex von Instrumenten betrachtet, die das Wirtschaftssystem beeinflussten (und selbst von ihm beeinflusst wurden).

In der Geschichtswissenschaft lassen sich im

Grunde drei Ansätze bei der Untersuchung der Entwicklung der Sozialpolitik unterscheiden. Die juristisch-soziologische Methode konzentriert sich auf die Analyse der Rechtsvorschriften und ihrer Auswirkungen, zumeist auf der Basis quantitativer statistischer Angaben. Die kulturalistische Perspektive richtet sich auf die alltägliche Praxis, den mentalen Horizont der Akteure und ihre Lebensstrategie. Die Politikgeschichte konzentriert sich auf die Herausbildung eines politischen Willens, einer politischen Linie und auf Verhandlungsweisen. Die Autoren dieses Buches akzentuieren vor allem die dritte der genannten Herangehensweisen. Darin besteht sowohl die Stärke als auch die Schwäche der gesamten Publikation. Man kann sagen, dass dieser dritte Aspekt auf hervorragende Weise herausgearbeitet wird. In großem Umfang handelt es sich hier um Schreiben der Geschichte von oben. Ein Einblick in die Reaktionen und Strategien der Objekte der staatlichen Fürsorge, also der Bevölkerung, ist nur im Zusammenhang mit den Analysen der polnischen Volksunruhen am Ende der Gomułka-Regierung möglich. Im Buch vermisste ich eine detailliertere Aufarbeitung des Lebensstandards, der sozialen Sicherungssysteme und weiterer damit zusammenhängender Maßnahmen zur Lösung der „sozialen Frage“. Informationen dazu finden sich in der Publikation an verschiedenen Stellen, und sie werden in der Regel im Zusammenhang mit den Plänen der politischen Führung für Verbesserungen in der Zukunft angeführt. Dies führt anschließend dazu, dass im Text nicht ausreichend Platz zur Interpretation solcher in der Regel quantitativer Angaben bleibt und dem Leser somit der notwendige Kontext für deren Verständnis fehlt.

Etwas unorganisch wirkt auch die Einbindung der Studie von BOYER über die Tschechoslowakei in die Gesamtanlage des Buches. Dieser Beitrag ist im Grunde nicht mit dem übrigen Text verbunden und überschreitet u.a. bei Weitem den im Titel genannten chronologischen Rahmen, was in Anbetracht des begrenzten Textumfangs der Abhandlung dazu führt, dass diese sich auf einem recht allgemeinen Niveau bewegen muss.

Den Autoren des Buches ist es auf der Basis einer soliden Kenntnis der primären Quellen gelungen, einen der Schlüsselfaktoren des Funktionierens der kommunistischen Systeme in Mitteleuropa herauszuarbeiten, den KONRAD JARAUSCH

einst kurz mit „Fürsorgediktatur“ umschrieb (KONRAD JARAUSCH *Dictatorship as experience: Towards a Socio-Cultural History of the GDR*. New York 1999, S. 60–62), also ein System, das seine Stabilität auf Repression in Kombination mit dem Bemühen um Gewährleistung grundlegender sozialer Sicherheiten stützte. Die Schlüsselbotschaft des Buches ist auf S. 459–460 zusammengefasst. Mit Hilfe eines größeren Nachdrucks auf der Sozialpolitik, die ein ausreichend großes Potenzial für die Aufrechterhaltung eines gesellschaftlichen Konsenses schuf, erreichte das ostdeutsche und in einem hohen Maße auch das polnische System Mitte der siebziger Jahre seine Stabilisierung. Die Sozialpolitik wies deutliche Nivellierungstendenzen auf, was die demotivierenden Effekte des Wirtschaftssystems vertiefte. Der Ausbau der sozialen Sicherheiten steigerte die Gefahr einer wirtschaftlichen Stagnation, denn durch sie baute sich, wenn man von den nicht minder wichtigen subjektiven Faktoren absieht, eine Barriere des Mangels an Ressourcen auf, die eine effektive Reaktion der Wirtschaftspolitik auf die sogenannte „dritte industrielle Revolution“, die in der Sprache der damaligen Zeit allgemein als „wissenschaftlich-technische Revolution“ bezeichnet wurde, verhinderte. Damit entstand ein Teufelskreis, der für das letzte Jahrzehnt der sozialistischen Systeme in Mitteleuropa typisch war.

Trotz der oben angeführten kritischen Anmerkung zu dem vorliegenden Buch muss vor allem die breite Quellenbasis der Beiträge erwähnt werden. Wenngleich die Ergebnisse der Untersuchung keine Revolution in den bisherigen Interpretationen darstellen, bieten sie doch eine sehr solide, durch Quellen und Argumente unterlegte Basis zur Bekräftigung einiger Thesen, die in der bisherigen Literatur bereits formuliert wurden, ohne von einer gründlichen fachlichen Analyse und Untersuchung untermauert zu sein.

*Jakub Rákosník, Prag*

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2011,4 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

Festschrift for Richard Hellie. Part 1-6. (Edgar Hösch).  
Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums / Hrsg. vom Doktoratskolleg Galizien. (Hans-

Christian Maner).

Nikolaj Pervyj. Molodye gody. Vospominanija. Dnevnik. Pis'ma / Vstupitel'naja stat'ja V. V. Lapina. Sostovlenie, podgotovka teksta i primečanija M. A. Gordin, V. V. Lapin, I. A. Murav'eva.. (Detlef Jena).

LEE BAKER *The Second World War on the Eastern Front*. (Andreas Hilger).

JURYJ BOCHAN *Georhij Galenčanka Historyja Belarusi u šasci tamach*. (Stefan Rohdewald).

MICHAIL BOJCOV *Obrazy vlasti na zapade, v Vizantii i na Rusi. Srednie veka. Novoe vremja / Pod redakciej Michaila Bojцова i Otto G. Eksle*. (Edgar Hösch).

JENS BOYSEN *Preußische Armee und polnische Minderheit. Royalistische Streitkräfte im Kontext der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts (1815–1914)*. (Ralph Schattkowsky).

ALEXANDER BRAKEL *Unter Rotem Stern und Hakenkreuz. Baranowicze 1939 bis 1944. Das westliche Weißrussland unter sowjetischer und deutscher Besatzung*. (Felix Ackermann).

STEPHEN F. COHEN *Dolgoe vozvrašćenie. Žertvy GULAGa posle Stalina. Peregovod s anglijskogo Iriny Davidjan*. (Wladislaw Hedeler).

STEFAN DYROFF *Erinnerungskultur im deutsch-polnischen Kontaktbereich. Bromberg und der Nordosten der Provinz Posen (Wojewodschaft Poznań) 1871–1939*. (Monika Heinemann).

NICHOLAS GANSON *The Soviet Famine of 1946–47 in Global and Historical Perspective*. (Stephan Merl).

JANET M. HARTLEY *Russia, 1762–1825. Military Power, the State, and the People*. (Claus Scharf).

MARIANA HAUSLEITNER *Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953*. (Krista Zach).

KLAUS HERBERS / NIKOLAS JASPERT *Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropa*. (Andrzej Janeczek).

ANDREAS HILGER *Die Sowjetunion und die Dritte Welt. UdSSR, Staatssozialismus und Antikolonialismus im Kalten Krieg 1945–1991*. (Georg Wurzer).

BRIAN HOROWITZ *Empire Jews. Jewish Nationalism and Acculturation in 19th and Early 20th Century Russia*. (Felix Heinert).

CYRILLE KOROLEVSKIJ *Le prophète ukrainien de*